This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

5

Elsevier

Main
511 - 3665

Alle Rechte, insbesondere das
der Übersetzung, vorbehalten

PT2605
A36N3
1907
MAIN

Inhalt

Vorwort	Seite	IX
Biographiſche Einleitung .	„	1
Gedichte	„	41
Lieder	„	77
Geſänge	„	93
Bilder	„	107
Oden	„	157
Franciscus	„	161
Regina del Lago	„	240
Geſchichte vom Xaver Dampfkeſſel und der Dame Muſica	„	289
Aus dem Tagebuch	„	317

Es iſt mehr als ein Jahr her, da ſuchten mich zwei Herren auf, um mein Intereſſe für die nachgelaſſenen Schriften von Walter Calé zu erregen. Die Herren waren mir ebenſo unbekannt wie der Name Walter Calé. Sie konnten nicht ahnen, wie ſchlecht gerade damals mein Gemüt vorbereitet war, an den dichteriſchen Verſuchen und an den menſchlichen Leiden eines Fremden Anteil zu nehmen.

Auch die Nachricht, daß Walter Calé noch vor Erreichung ſeines dreiundzwanzigſten Jahres durch Selbſtmord geendet hatte, griff mir nicht ans Herz. Ich hatte doch wohl zu viele Menſchen, die mir näher ſtanden, durch Freitod verloren, hatte mich zu eingehend mit der Statiſtik der Selbſtmörder beſchäftigt. Es iſt infam, die Selbſtmörder vom Gottesacker auszuſchließen, vom Friedhofe. Aber ein Beweis von Genialität iſt der Freitod am Ende denn doch nicht.

So werde ich wohl nur mit leidlicher Höflichkeit zugeſtimmt haben, als ich Proben aus den nachgelaſſenen Gedichten, Novellen, Dramen und Tagebüchern von Walter Calé kennen lernen ſollte. Höchſtens, daß ich dazu noch ein trauriges Gefühl hatte: in dieſen beiden unbekannten Herren, dem Freunde und dem Bruder des Verſtorbenen, ſchwingt eine leidenſchaftliche Liebe zu ihm, zittert der Wunſch, mir etwas von dieſer Liebe mitzuteilen; und ich komme dieſem ehrenden Wunſche ſo kalt entgegen.

Eine halbe Stunde ſpäter hatten die Beſucher ihre Abſicht erreicht. Walter Calé war mir nicht mehr fremd,

nicht ſein Lied und nicht ſein Leid. Aus einer kleinen romantiſchen Novelle, aus einigen Gedichten hatte ich den Klang der Glocke zu vernehmen geglaubt, die den Morgen der kommenden Lyrik einläutet.

Auf den Wert des Entſtandenen und zufällig Übriggebliebenen kommt es mir bei dieſer Einführung nicht an, nicht auf den äſthetiſchen Wert, noch weniger natürlich auf den Marktwert. Man iſt zu dreiundzwanzig Jahren kein Vollendeter, dann gewiß nicht, wenn man ſo jung ſchon ein Entſagender iſt. Von Walter Calés hinterlaſſenen Gedichten wird vielleicht keines in beliebte Sammlungen übergehen. Und dennoch, ſo glaube ich, wird die Literaturgeſchichte den Namen anmerken. Wird ſagen müſſen: ſo tönte zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine kleine reine Stimmgabel der großen Lyrik. Wer weiß, was alles aus dieſem feinen kleinen Ton muſikaliſch herauswachſen wird. In ſtärkeren Dichtern. In glücklicheren. Aber Walter Calé war einer von den vielen, die dieſen feinen kleinen Ton zuerſt gehört, von den wenigen, die ihn zuerſt gefunden haben.

Nun habe ich aber Walter Calé doch perſönlich nicht gekannt. Und ſo muß ich leider literariſch bleiben. Bei dieſem Verſuche, den jungen Lyriker mir und andern vorzuſtellen.

Da fällt zuerſt das Negative auf. Walter Calé hatte ſich völlig, radikal von den beiden ſtarken Talenten befreit, die das letzte Viertel des neunzehnten deutſchen Jahrhunderts beherrſcht hatten; ſterbend der Jüngere, ſcheinbar wachſend der Ältere. Starke Talente. Meinetwegen ſage man: rieſenhafte Talente. Es kommt ja ſo gar nicht auf

dieſe Worte an. Ich denke ſelbſtverſtändlich an Zola und Richard Wagner, an die Namen der beiden Krankheiten des Jahrhundertendes. Bei Zola darf ich mich darauf berufen, daß ich ſchon vor etwa 20 Jahren gemahnt habe: wir kommen um den Naturalismus nicht herum; wir müſſen durch ihn hindurch. Daß ich alſo Zola gegenüber ſchon heute nicht im Unrechte war. Die andere Gefahr dauert länger, weil ſich die Frauen, ſeit langer Zeit unter uns der eigentliche Kunſtmäcen, dem aufregenden Richard Wagner von Anfang an mit leidenſchaftlicher Liebe hingegeben hatten.

Die Werke dieſer beiden ſtarken und gefährlichen Talente waren, einerlei ob durch ſie ſelbſt oder durch eine neue Art von Unternehmergeſellſchaften, zu künſtleriſchen Gründungen geworden. Es gab ſogar einen Punkt, wo das Luxusbedürfnis der Zeit die beiden ſcheinbar feindlichen Gründungen vereinigte, während ſonſt der Gegenſatz die Entſtehung eines Monopols verhinderte. Weit davon waren wir nicht. Laut, tumultuariſch, theatraliſch waren die Wirkungen; laut, tumultuariſch und theatraliſch waren die Ehrungen. Auch noch nach dem Tode. Beide Männer waren ausgezeichnete Regiſſeure geweſen und hatten Schulen von Regiſſeuren hinterlaſſen.

Walter Calé war noch ein Kind, als in dieſem Lärm von ſtarken Worten und ſchrillen Inſtrumenten die Poeſie ſich ſchüchtern wieder hervorwagte. Die reine Poeſie, die Poeſie an ſich. Man ſuchte einen neuen Namen für die liebe altvertraute Erſcheinung. Man hat den neuen Namen bis heute nicht gefunden. „Neu-romantiſch“ ſagt gar nichts.

Poeſie muß romantiſch, ſentimental ſein, ſeitdem ſie nicht klaſſiſch, naiv iſt. Richard Wagner ſtammte direkt von demjenigen Romantiker ab, der am beſten wußte, wie's gemacht wird; und Zola miſchte von Jahr zu Jahr immer mehr Romantik bei, damit die Realität nicht unerträglich würde.

Die reine Poeſie hatte in der Lyrik leiſe zu atmen nie aufgehört. Leiſe. Das unterſchied ſie von der herrſchenden Mode. Jetzt verſuchte ſie das Erzählungsbuch und die Bühne mit leiſen Worten wiederzugewinnen. Immer noch ſuchte man den neuen Namen. Stille Bühnen. Intime Theater. Auch an Kammermuſikabende dachte man ſchon, verärgert durch das große Orcheſter.

Die großen Vorbilder wirkten nach. Auch die leiſen Theaterſtücke, auch die Vorleſungen im engſten Kreiſe ſchienen in die Hand von Unternehmergeſellſchaften zu fallen.

Vornehm und unberührt wollte da die reine Poeſie ſich auf ihren kleinen Heimgarten zurückziehen, einzig und allein auf die Lyrik. Noch intimer wurde die Bühne, noch kleiner der Kreis. Am Ende jeder Dichter ſein ganzes Publikum. L'art pour l'art. Die deutſche Artiſtenlyrik. Sie war der lebendigern Artiſtenlyrik von Frankreich und England nachgefolgt. Ein Stückchen Marmor, ein Seidenfetzen von neubenannter Farbe, eine Blume, ein Waſſerſpiegel, dazu ein geſchminktes Geſicht und von ſchwarzen Pinſelſtrichen ſchön umränderte Augen. Mit dieſen Requiſiten verſuchte die Artiſtenlyrik den Kampf gegen Zola und

Richard Wagner aufzunehmen. Einen lautlosen Kampf um tumultuarische Ehrungen.

Walter Calé war ein Kind, als diese stille Bewegung einsetzte, wie gesagt; mit ihr wuchs er heran. Er versuchte sich im Drama, im Epos und in Lyrik. Ein Schüler seiner Zeit. Still und erobernd zugleich sollte alles sein. Im Drama ist er ganz Intellekt; als Kritiker und Tagebüchler von Hebbel beeinflußt, als Schöpfer offenbar von Maeterlinck. Im Epos — ich kann immer nur nach den Stücken urteilen, die der Zufall übrig ließ — folgt die Theorie seinem geliebten Gottfried Keller, folgt die Praxis dem wohl heimlich noch mehr geliebten E. T. A. Hoffmann. Im Epos war Walter Calé ganz Phantasie. Dabei schrieb der kaum Zwanzigjährige schon formschöne Gedichte, die der besten Artistenlyrik nichts nachgaben.

Nun kam, vielleicht nicht gar lange vor seinem Freitod, das über ihn, was das höchste Glück starker Menschen ist, aber das Ende für die Schwachen: Unzufriedenheit. Zweifel heißt es den einen, Verzweiflung heißt es den andern. Ungeheure Geisteskräfte fühlte Walter Calé in sich. Gemein wäre es, diese Götterkräfte auszumünzen für die Rauschbedürfnisse eines einsamen Lesers oder auch für die Rauschbedürfnisse eines tollen Theaterpublikums. Reine Poesie ist Welterkenntnis einer überragenden Persönlichkeit, die sich der Welt zurückgibt. Aber dasselbe ist ja auch Philosophie. Es ist wirklich bloß eine Frage der Orthographie. Philosophie ist Weltanschauung. Lyrik ist Welt-Anschauung. Walter Calé stand in seinem dreiundzwanzigsten Jahre, als

er, vielleicht aus ſolchen Gedankengängen heraus, alle bisherigen Hoffnungen und Arbeiten in eine Pfütze zu werfen gedachte und beſchloß, ein Philoſoph zu werden.

So ſtark ſein Intellekt war, ſo iſt doch ein Urteil über ſeine Befähigung zum Philoſophen kaum möglich. Alle Arbeiten und Vorarbeiten ſind vernichtet. Nur daß einige Bemerkungen des Tagebuchs vermuten laſſen, er ſei von Dozenten, die der Zufall zu akademiſchen Lehrern ſeiner Univerſitäten gemacht hatte, recht abhängig geweſen. Alſo doch wohl nicht ſelbſtändig genug.

Aber ſein Studium der Philoſophiegeſchichte hatte den intellektuellen Phantaſten außerordentlich bereichert. Jetzt konnte die Glocke klingen, die Glocke der neuen Lyrik. Können wir nicht naiv und romantiſch zugleich ſein, ſo können wir vielleicht mehr: romantiſch ſein und einfach zugleich. Tiefſinnig und ſimpel. Und die Sprache der Poeſie mit unerhörter Sicherheit beherrſchen, weil man die Sprache verachten gelernt hat. Einerlei, von wo dem blutjungen Dichter dieſe Ahnungen kamen. „Nach einer Ausſprache glaubt man ſtets das Eigentliche nicht geſagt zu haben.“ — „Wir haben auch der Worte keine mehr und darum ward das Schweigen uns ſo ſüß.“ — „Unſre bis oben hin geſchloſſene Kleidung, die nichts vom Körper ſehen läßt, findet ihr Gegenbild in unſrer konventionellen Sprache, in der ſich die urſprüngliche Empfindung nicht ſehen laſſen darf: nur in andeutenden Lauten flüſtert ſie unter dem eigentlichen Geſpräch hin; und darum iſt Ibſen der Dichter der Zeit, weil er dies wiederzugeben vermochte: die kon-

ventionelle mit der ausweitenden Symbolik des darunter Hintönenden; er hat das Symbolische des modernen Kostüms entdeckt." — „Sie gaben große Worte mir von Liebe und Achtung und vergaßen — weh! — der kleinen."

Das letzte Beispiel ist aus dem wunderschönen Akte des „Franciscus". Hier oder nirgends sind Ansätze, ist der Aufschwung zu einer neuen Poesie. Das tausendjährige Thema abendländischer Lyrik, das Thema der Geschlechtsliebe, wird übertönt von den zartesten und zärtlichsten Stimmungen zwischen redenden und leidenden Menschen. Dieser eine Akt scheint mir ein vollgültiger Beweis, daß Walter Calé ein führender Dichter geworden wäre, ein Neutöner, wie man ja wohl sagt, wenn . . .

Dieses grenzenlos dumme „Wenn". Wenn er leben geblieben wäre, natürlich, wenn er dem engen Leben einen Freitod nicht vorzogen hätte. Einer wartete draußen und Walter Calés Freitod war ehrlich und konsequent. Das Werk sollte mitvernichtet werden. Nur die Hast der Ausführung rettete die Stücke, die hier vorliegen. Verlorene Glockenklänge.

Über Walter Calés Freitod habe ich nicht zu urteilen; ich habe ihn nicht gekannt und bin kein Pastor. Dennoch möchte ich auf zwei Gedanken Calés hinweisen, indem ich sie zusammenstelle. „Der ist lächerlich, der pathetisch lebt, ohne in Pathos zu sein." — „Den größten Wert, den ein Mensch dem andern zu geben vermag, ihr gabt ihn euch: die höchste Lust und den tiefsten Schmerz; ihr machtet einander jauchzen, ihr machtet einander vor Leiden ver-

ſtummen: ſo ſchuldet ihr einander alles Glück, deſſen unſer Leben fähig iſt.“

So ſtelle ich mir Walter Calé vor. Verzweifelnd, verzweifelnd an der eigenen Wahrhaftigkeit, an der Wahrheit und Echtheit des eigenen Pathos. Und dennoch im tiefen Grunde ſeiner glühenden Seele ſich klar bewußt, daß auch dieſer „große Schmerz in höherem Sinne ein Verdienſt iſt“, daß nur grenzenloſes, ehrlichſtes Streben an ſolcher Verzweiflung ſcheitern kann. Ihm fehlte nicht die Kraft, Gerichtstag zu halten über ſich ſelbſt. Ihm fehlte nur die kalte Ruhe, den Gerichtstag zu überleben. Er war zu ſchwach, das Leben eines echten Dichters zu ertragen. Oder vielleicht nur zu ſchwach, die Jahre des Zweifels zu überdauern. Darum ſind es nur verlorene Glockentöne, die wir vernommen haben.

Ein Freund Walter Calés, dem ſolche Würdigung des teuern Toten nicht genügte, wäre kaum zu tadeln. Ein Mann über Bord, ſo mag es ihm klingen, einer von vielen. „Kanonenfutter für die Lyrik der Zukunft.“ Ich glaube aber doch nicht, daß ich es ſo geſagt, daß ich es ſo gemeint habe. Ein junger Held, der in ſeiner erſten Schlacht fiel. Ein Einzelkämpfer, dem ſein eigenes Denkmal gebührt.

Freiburg i. B., 2. September 1906.

Fritz Mauthner

Einleitung

Wer den jungen Toten, aus deſſen Nachlaß das vorliegende Buch einiges der Öffentlichkeit übergibt, kannte, vor allem aber, wer ihm nahe ſtand, mag von ferne die Größe der ſchmerzlichen Selbſtüberwindung ermeſſen können, wenn einer von denjenigen, die ihn liebten, dieſe Zeilen zu Papier bringen muß. Seine kindlich-ſcheue Zurückhaltung, ſeine geradezu furchtſame Flucht vor der Öffentlichkeit, dieſes innerlichſte Zurückſchaudern vor der Berührung mit dem Allgemeinen, das zutiefſt einen Teil ſeines ganzen Weſens bedeutete und nicht zuletzt, wie ich glaube, verhindert hat, daß ihm die paar Sonnenſtrahlen breiterer Anerkennung, die ihm vielleicht gebührten und die auch ihn vielleicht erwärmt hätten, zuteil wurden, — verſündigen wir uns nicht gegen dieſen köſtlich-herben Weſenszug unſeres toten Freundes? Wir haben die Frage mit Nein! beantwortet. Und mit jedem Tage, an dem wir ſie uns immer und immer von neuem vorlegten, hallte dieſes Nein klarer und lauter im Innern wieder. Je tiefer wir im Zuſammenhang in das noch Vorhandene ſeines Wirkens eindrangen, deſto tiefer befeſtigte ſich in uns die Überzeugung, daß er kein alleiniges Recht an dieſem Wirken hatte und wir heute gar keins mehr haben, ihm ein ſolches zuzuerkennen. Die übertrieben ſcheue Furcht dieſes nervöſen Kindes bebte beſonders wohl vor dem, wenn ich ſo ſagen darf, Techniſchen zurück, vor dem Apparat, deſſen grauſame Tätigkeit zu ſpüren bekommt, wer nur immer

ſich aufmacht, ein Stückchen auf dem zu öffentlicher Anerkennung führenden Weg vorwärts zu gehen. Dies vor allem konnte er nicht. Dazu war ihm alles zu heilig, was ihm aus dem Innerſten quoll, — und aus dieſer Quelle drang ihm nun ſchlechthin alles, das Erſte wie das Letzte, das Höchſte und das Geringſte. Hätte er die Augen ſchließen und eines Morgens erwachen dürfen und über ſeinem Bette hätten einige dieſer Sonnenſtrahlen geleuchtet, — er hätte wohl fröhlich und ſelig gelacht, wie er es nur in ſeinen beſten Stunden konnte. Das iſt nun nicht geſchehen, nicht zuletzt durch ihn ſelbſt verhindert. Der grauſame Apparat tönt ihm nicht mehr klappernd ins Ohr- das Auge ſieht nicht mehr das unvermeidliche Räderwerk. Jede Entſchuldigung fällt fort. Und wir haben keine einzige, zu verhindern, daß nun vielleicht dieſe paar Sonnenſtrahlen über ſeinem Grabe leuchten werden. —

So kommt es, daß dieſe Zeilen zu Papier müſſen. Das Buch bietet Niederſchläge insbeſondere dichteriſchen Wirkens aus einem Fragment gebliebenen Leben. Dies vor allem — weit weniger die äußere Geſtalt, kaum irgendwo das innere Weſen der Dichtungen — macht dieſe teilweiſe zu Fragmenten. Es geht nicht an, ſie ohne Geleitwort hinauszuſchicken. Das Notwendigſte wenigſtens muß geſagt werden. — So weit in der Erkenntnis des Gegenſtandes vorgeſchritten, übernahm der Unterzeichnete gern und willig die ſchmerzliche Pflicht. Nicht etwa als ein Berufener, ſondern nur als einer von denjenigen, die ihm nahe ſtanden, und gerade derjenige vielleicht, der ihm

in ſeiner letzten, reifſten Zeit, an Jahren überlegen, dennoch oder deswegen vielleicht, beſonders nahe ſtand. Deshalb ſah auch ich keine Möglichkeit, mich dem einmal als notwendig Erkannten zu entziehen. Auch kein Recht konnte ich mir erfinden oder ergründen. Darum mögen alſo dieſe Zeilen hingenommen werden lediglich als eine logiſche Folge logiſcher Erwägungen, die die Herrſchaft über die mannigfachſten, ſchmerzlichſten und widerſtreitendſten Gefühle gewonnen haben.

Es muß das Notwendigſte geſagt werden. Das wird niemals allzuviel ſein. Im vorliegenden Falle ſich zu beſcheiden, hält noch weniger ſchwer als ſonſt vielleicht. Denn wie gerade *ihn* faſſen, wie ihn ſchildern oder gar: wie ihn erſchöpfen? Auch nur entfernt ein Bild von Art und Weſen ſeiner Perſönlichkeit zu geben, erſcheint im Rahmen eines noch ſo ausführlichen Geleitworts nicht möglich. Ein jeder, der ihn gekannt, trägt wohl ein ſolches Bild in ſeiner Seele; aber ſoll es die Feder geſtalten, ſo verſagt ſie den Dienſt. Ein Fragment, ein Teilſtück iſt im beſten Falle das Ergebnis, wo das Erlebnis doch etwas ſo eigenartig Vollkommenes war, daß man rückſchauend ſagen kann: die Bekanntſchaft mit ihm war wie ein allzukurzer Traum; man mag noch einmal etwas Schönerem, etwas Größerem begegnen, — etwas Eigenartigeres, Seltſameres, das *ſo* leuchtet, erleben wird, wer dieſen jungen Mann erlebt hat, nie. Iſt man deſſen ſich erſt gänzlich bewußt, ſo fällt Zurückhaltung nicht ſchwer. Ehe man vor ſich ſelbſt mit dem Verſuch, etwas Vollkommenes zu bieten, als ein klä-

lich Geſcheiterter daſteht, wagt man ihn lieber nicht erſt. Begnügt man ſich mit dem Notwendigſten. Erwähnt man das eine und andere von ſachlicher Weſentlichkeit. Und läßt dieſes Wenige (das doch ſchon zuviel in einem Sinne) ans Licht, ob es vielleicht mit dem, was ſeine Worte künden und verraten, doch zuletzt zu jenem Ganzen von ſeltſamer Eigenart ſich ründe. In dieſem Entſchluß unterſtützt wird man durch die Beſonderheit ſeiner Erſcheinung nach einer ganz beſtimmten Richtung, die niemand beſſer durchſchaut hat als er ſelbſt: kein einziger von denen, die ihn kannten oder zu kennen glaubten (und es waren ihrer nicht wenige), kann ſagen, ob das Bild, das ſich ihm in die Seele gegraben, das eine, einzige, richtige, ob es das Bild des Jünglings ſei, über das — befragt — jeder Rechenſchaft und Zeugnis ablegen ſollte. Es gab und gibt noch heute kaum eine ſchwierigere Unterhaltung als die über ihn. Auch ſie klammert ſich nur an Einzelzüge, konkrete Einzelfälle, und verſucht hier, typiſch zu analyſieren. Dabei ſchwankt das Geſamtbild hundertfältig, in ſchillernden Farben, und die Diskuſſion kann nicht enden. Ohne es zu wollen, war er ein Proteus, — aber auch: ohne es zu verhindern. Er gab ſich wohl jedem in ſeiner ganzen Eigenart; aber dieſe ſelbſt gab nur — suum cuique — suum cuique — jedem einzelnen ſein Eigenſtes und jedem einzelnen, was dieſem daran gebührte. Wie er ſich und immer nur ganz ſich gab, ſo war dies doch im höchſten und tiefſten Maße auf das feinſte pſychiſch nach Art und Weſen des anderen abgeſtimmt. Ihm ward jede einzelne Bekanntſchaft zu einem

typiſchen Erlebnis. Und wie er Erlebniſſe — aller Art — nicht nur nicht floh, ſondern ganz im Gegenteil im höchſten Maße bewußt aufſuchte, ſo geſtaltete er auch — lebenskünſtleriſch — an ſeinen Bekanntſchaften, Freundſchaften als an Erlebniſſen, wie es wohl nur ein Künſtler und Könner vermag. Er füllte auf dieſe Weiſe die Schale der einfachen Bekanntſchaft mit dem Kern beſtimmter ihm eigener, aber von ihm aktuell herausgearbeiteter Weſenszüge. Er prägte überall eigenartige und beſondere Beziehungen, die ihm ſelbſt ſchließlich plaſtiſch und greifbar, reliefartig, vor Auge und Seele traten. Von einer anderen Seite her hat er all dies ſelbſt einmal in ſeinem Tagebuch (29. Januar 1904) in folgender Weiſe zu begründen verſucht: „Es iſt ſeltſam, in wie vielerlei Geſtalt ich auf dieſer Erde herumlaufe: ein jeder trägt ein anderes Bildnis meiner Perſon bei ſich und ſpricht nicht *mich* in mir an, ſondern das Bildnis von mir. Und da meine alles zerſetzende Intellektualität, wie eine Säure, die ethiſche Klammer, welche die einzelnen Lebensäußerungen umſchließt und die man ‚Charakter‘ nennt, aufgelöſt hat, infolgedeſſen meine Eigenſchaften als austrennbare Teile eines Seelenbündels gleichſam einzeln, bald die eine, bald die andere auf entgegenkommende Perſonen wirken, ſo betrachten dieſe Perſonen immer die Äußerungen, welche gerade ihnen gegenüber aktuell wurden, als meinen Hauptcharakterzug, und ſo ſind es meiſtens nur partielle W. C.'s, welche ich wohl oder übel als mein Ebenbild anerkennen ſoll. Daher die verſchiedenen mich betreffenden Urteile. Nur ſehr wenige Menſchen, die auf intuitivem

Wege, welcher allein im persönlichen gleichen Erlebnis sich ihnen auftat, meine Einheit gefaßt haben, stellen mir ein annähernd richtiges Bild meiner selbst gegenüber." . . . . . Danach fällt es also für den einzelnen um so leichter, zu resignieren, wie ich darlegte. Und aufs engste verbunden hiermit ist der letzte Grund, aus dem es sich zurückhalten heißt: es widerstrebt aufs äußerste, dem Bild des geliebten Toten irgendwie auch nur ein Stück der eigenen Person an die Seite zu stellen. Und doch, wie man aus dem Vorstehenden erkennen muß, ist kein anderer Weg, von diesem Bild etwas ahnen zu lassen, als sich des Spiegels der eigenen Seele zu bedienen. —

So bin ich, wie ich sehe, bei der Begründung, weshalb dieser Stelle Beschränkung ziemt, unmerklich schon dazu gelangt, manchen tiefen Wesenszug des Teuren zu berühren. Doch muß ich nunmehr einiges Äußerliche und Konkrete nachholen.

Walter Calé wurde am 8. Dezember 1881 in Berlin geboren. Seinen Vater, den Kaufmann Martin Calé, verlor er am 16. Februar 1893. Er war der älteste Sohn des Hauses, durch wenige Jahre von zwei Brüdern und einer Schwester getrennt. Er besuchte eine Vorschule in Berlin, kam dann auf das hiesige Friedrichs-Gymnasium und verließ es am 5. September 1899 mit dem Reifezeugnis. Er wandte sich — faute de mieux, ohne innere Neigung und Nötigung, Beweggründen äußerer Natur folgend, — juristischen Studien zu. Wenigstens ließ er sich zu Michaeli 1899 in dieser Fakultät in Berlin

immatrikulieren. Mit Ausnahme des Sommersemesters 1900, das er in Freiburg verlebte, studierte er ausschließlich in Berlin. Er besuchte die notwendigsten juristischen Vorlesungen schlecht und recht, machte auch die notwendigsten praktischen Übungen und schriftlichen Arbeiten, hörte aber daneben sporadisch eine Fülle anderer Vorlesungen philosophischen, literarischen, ästhetischen und historischen Charakters insbesondere. Noch weniger als äußerlich beschäftigte ihn die Jurisprudenz innerlich. Dennoch gab er zunächst den Entschluß, sich der ersten juristischen Prüfung zu unterziehen, nicht auf. Nach äußerlich korrekt vollendetem Studiengang ging er an die schriftliche Arbeit. Er bewältigte sie — einen unangenehmen, trocknen praktischen Fall aus dem Erbrecht — in der vorschriftsmäßigen Zeit. Ich habe die Arbeit seinerzeit gelesen, als sie fertig war. Ich staunte schon damals, und heute scheint es mir noch wunderbarer, daß und wie er es vermocht hat, dem Thema gerecht zu werden. Nirgends verriet die in trockenstem Stil geschriebene Abhandlung die seelischen „tormenta" des Verfassers, über die andere Stellen Auskunft geben. Er reichte diese Arbeit auch ein. Weiter aber ging er nicht. Äußerlich dem Drängen seiner Freunde, vor allem aber inneren Stimmen nachgebend, trat er von der mündlichen Prüfung zurück. Mit dem 27. November 1903 endigte diese lange, allzulange Periode. — Sie endigte — äußerlich. Doch nicht, ohne die heftigsten seelischen Erschütterungen zurückzulassen. Viel zu jung noch, viel zu ungeklärt, gänzlich im Dunkeln über Art und Wesen, Umfang und Inhalt seines eigentlichen

Könnens und ſeiner ſpezifiſchen Begabung, war er nicht imſtande, ſich frei zu machen von dem — ſagen wir — Bürgerlichen und Äußerlichen des Vorfalls. Er empfand mit tiefſter, kindlicher Beſchämung, daß er eine Niederlage erlitten. Er empfand aufs ſchwerſte, daß er bei ſeinem erſten Verſuch, eine äußerliche Poſition zu erringen, ein allgemein ſichtbares Ziel zu erreichen, geſtrauchelt ſei, daß ihm nicht glückte, was Tauſenden gelang, die dort nichts zu ſuchen haben, wo er ging. Er fühlte hier wohl zum erſtenmal ganz tief den ungeheuren Zwieſpalt, der zwiſchen den realen Dingen dieſer Welt und den Heiligtümern ſeines Innenlebens gähnte. Was andere, die nicht in denſelben bürgerlichen Zuſammenhängen aufgewachſen waren wie er, die ihn daher in ſeinen objektiven Werten reiner und beſſer erfaſſen konnten (wie z. B. der Unterzeichnete) mit Freuden begrüßen zu dürfen meinten, weil nun der Weg, auf dem ſich ſein eigentliches und eigenartiges Können und Wiſſen entfalten mußte, frei geworden ſchien, — drückte ihn — die Gründe ſind dargelegt — zunächſt zu Boden. — Dennoch begann ſofort die von ihm vielleicht kaum geahnte, von anderen aber mit Sicherheit vorausgeſehene rapide Aufwärtsentwickelung. Die außerordentliche Begabung und Denkkraft, nun doch befreit von dem läſtigen Drucke eines aufgezwungenen Studiums, begann ſich zu betätigen. Er wandte ſich mit größter Eindringlichkeit ex professo philoſophiſchen Studien zu, denen er bis dahin nur als Liebhaber obgelegen hatte. Denen ſollte nun ſein ferneres Leben gehören. Als äußeres Ziel nahm er zunächſt die Er-

reichung der philoſophiſchen Doktorwürde an der Berliner Univerſität. Demnächſt ſchwebte ihm und uns wohl die Privatdozentur als weiteres und endliches Ziel vor Augen. „Was ich mir perſönlich," ſchrieb er mit feſter Hand am 7. Januar 1904 in das an dieſem Tage angelegte Tagebuch, „für das nächſte Jahr wünſche, iſt die Erreichung eines praktiſchen Zieles. Mit der Art und dem Fortgang meiner Arbeit kann ich zufrieden ſein, — bin's aber nicht. Endgültigkeit und Ruhe in den Lebensverhältniſſen — anders als 1903 — wäre nicht weniger ſchätzbar. Auszuſchalten iſt die Rückſicht auf perſönliches Glück als lebensbildenden Faktor. — Quod felix faustumque sit!" Es kam jedoch anders. Noch in demſelben Jahre — am 3. November 1904 — ſchied er freiwillig aus dem Leben. Gleichſam von einem reich, ja überreich gedeckten Tiſche erhob er ſich und ſtahl ſich fort, ſchnell und heimlich. Eine Fülle teils erſt begonnener, teils halb, teils ganz vollendeter Arbeiten poetiſchen, philologiſchen, philoſophiſchen und äſthetiſchen Charakters ließ er im Stich. Der Schlag traf uns völlig unerwartet. Er ſchien ſo ausgezeichnet imſtande, wie noch nie zuvor. Seine Geſundheit, mit der es bei ihm als Kind und auch ſpäter noch als Student mitunter nicht zum beſten beſtellt war, ſchien ſich gekräftigt, ſeine Nervoſität nachgelaſſen zu haben. Die Erreichung des erwähnten Zieles ſchien nach Vollendung der erforderlichen Arbeit in greifbarſte Nähe gerückt und nur noch eine untergeordnete Zeitfrage. Daß es ihm diesmal, auf dem ſeiner Art und ſeinem Können entſprechenden Gebiet, gelingen würde, ſchien

eine triviale Selbſtverſtändlichkeit, ſein Zögern, den letzten Schritt zu tun, zwar nicht ganz verſtändlich, aber unerheblich und nebenſächlich. In dieſem Augenblicke aber ging er und nahm alle weiteren Pläne, Hoffnungen und Wünſche mit. — —

Es iſt heute feſtzuſtellen, daß er nie mit einem langen Leben gerechnet hat. Weshalb — iſt nicht ohne weiteres zu ſagen. Aber es ſcheint, als ob ihm ein frühes Ende eine ſichere und ſelbſtverſtändliche Sache war. Die tiefe Melancholie, die faſt alle ſeine Dichtungen erfüllt, iſt mehr als die romantiſch-jugendliche Sehnſucht nach dem großen Unbekannten. Sie gab Form und Inhalt gleichzeitig her. Namentlich durch die Gedichte der mittleren Jahre ſeiner Entwickelung, durch die Lieder, Geſänge, Bilder und Oden geht dieſer todesſehnſüchtige Zug des Leidens, Entſagens, Verzichtens voll Schwermut und Hoffnungsloſigkeit. Er geht durch ſie wie ein einziger Klang, der immer von neuem ſchwingt und wiederkehrt. Der Verfaſſer ſolcher Verſe fühlt ſich auch in ſeinen irdiſchen Gefühlen dieſer Erde nicht mehr gänzlich zugehörig. Er geht ganz einſam und ungekannt auf den „Wegen der Menſchen", den „Plätzen voll Lärmens" und fragt: „Was hilft uns, ach! — daß der Abend die Wipfel umſponn, ſingend und tief mit dem Netz von Gold?" Mehr als einmal fühlt er ſich eins werden mit der großen Natur, fühlt er ſich gleiten, wachſen und ſchweben, in ſeliger Umarmung ſich auflöſen in das Zeitloſe; das Unendliche trinkt ihn ein, und jederzeit iſt er bereit, ſein volles Leben vor ihm auszugießen. Immer und immer kehrt der Gedanke

wieder, wie ein unendliches Füllhorn ergießt dieſe einzige Quelle, dieſer immer von neuem ſchwingende Rhythmus die zahlreichen ſchwermütigen Verſe. Ich will deshalb die einzelnen Zitate an dieſer Stelle nicht häufen. Sie würden das Geſamtbild nur trüben, nicht geſtalten helfen. Aber eine Stelle will ich hervorheben, wo die große, verblüffende Sicherheit, mit der ſich ihm ſein nahes Ende darſtellte, heute erſchütternd und atembeklemmend wirkt. Sie findet ſich in dem Gedicht „Es rinnen rote Quellen um mein geſegnet Haus". Es heißt dort weiter: „Es tränkt ein ſchwarzer Reiter ſein ſchwarzes Roß daraus. Er lehnt ſchon hundert Jahre vor meinem runden Tor; die Zeit wird ihm nicht lange, ich komme nie hervor. — Es braucht nur dreier Schritte, ſo kann ich bei ihm ſtehn, — ſo kann ich mit ihm reiten, wie meine Wünſche gehn. — Das iſt ſo ſchön zu wiſſen! Ich ſag' es tauſendmal: ‚Es wartet einer draußen' — und bleibe doch im Saal." — Dieſes Gedicht aber ſchrieb er im Winter 1902. —

Er war alſo ein Einſamer — ſo ſchmerzlich es iſt, dies ſagen zu müſſen. Durch alle dieſe Gedichte flutet dieſes Bewußtſein des Einſamſeins. Er tritt unter ſeine Freunde und denkt: „Seht doch, meine arme Seele — ſie bebt und wartet. Aber niemand ſah — und alſo ſprachen ſie von andern Dingen." Sein Franciscus kommt zur Erkenntnis, daß „das Leben ſo einſam iſt, wie keiner ſich getraut, es auszuſprechen, auszudenken gar, er ſtürbe denn in ſeiner nächſten Stunde". Und ſein Franciscus jubelt, als ihm Euſebius, der geliebte Jüngling, mit leiſer Hand die Wange

berührt: „So iſt es gut — wie gut! Wie iſt es gut, zuletzt noch eines Kindes Kind zu ſein! — Sie wußten's alle nicht: ein Kind war in mir — und rief und bat, ſie möchten es erlöſen, — ſie aber hörten nicht und wagten nicht, mir ſacht das Haar zu ſtreichen und die Wange, wie ſie einander taten Tag um Tag .... Ich hatt' ein armes, ganz geringes Herz — ich war ein Kind, ſie alle wußten's nicht." — Dieſer Sehnſuchtsſchrei des armen Kindes tönt uns heute ergreifend ins Ohr. — So war dem Einſamen ein frühes Ende nichts Außergewöhnliches. Daß großen Schmerz und große Trauer zu erleben, für Menſchen ſeines Schlages das Glück bedeute, war ein oft wiederholtes Glaubensbekenntnis: „Dem Schmerze glaube Du, der Schmerz iſt Glück, o Seele meiner Seele, ſei getreu." Dies iſt auch der Klang der Tagebuchaufzeichnung vom 24. April (S. 395). Und zu Beatrix betet der Sänger:

O Schweſter, hebe deinen ſanften Finger
von meiner Schulter, einſam mich zu laſſen,
und mühe nicht um mein geſenktes Haupt.
Ich wandle ferne Euerm Blühn und Leben.
Denn alſo iſt das Zeichen meiner Stirne:
„Dein Glück ſoll eine große Trauer ſein".

Aus dieſer Erkenntnis ſich ein Lebensgeſetz zu bilden, gebot ſeine Natur. Ich habe ſchon vorhin gelegentlich betont, daß er erleben wollte. Er wollte dies ganz bewußt. Auskoſten mit vollen Sinnen, genießen, was ihm genießenswert erſchien. „Aus jedem goldnen Becher ſollſt du ſchlürfen den Trank, den jede goldne Stunde reicht",

ſchrieb er einmal als Motto auf eine kleine Gedichtſammlung. So lebte er denn auch mit einer Intenſität, der man nicht leicht zum zweiten Male begegnet. Er trank mit vollen gierigen Zügen aus jedem Becher, den ihm die Freude oder der Schmerz reichten. Wühlte ſich tief in jedes einzelne Erlebnis hinein, um auch des letzten Tropfens teilhaftig zu werden, ſelbſt wenn er noch ſo bitter war. So erweiterte ſich ihm jeder konkrete Einzelfall typiſch in ſo ungeheurer Weiſe, daß er in ſeinem jungen Leben einen unglaublichen Reichtum an Erfahrungen in ſich verſammelte. Ihm war dies Lebensnotwendigkeit. Denn er mußte fertig werden, ſo gut es ging. Unter dieſem Geſichtspunkt übrigens betrieb er nicht nur Großes und Wichtiges. Auch unſcheinbarere, ihm aber erlebenswert ſcheinende Dinge mußten auf dieſe Weiſe erlebt und genoſſen werden. Bezeichnend ſchien mir hier immer vor allem ſeine Freiburger Studentenzeit. Innerlich allem Derartigen ſo abgewandt wie kein anderer, war er äußerlich auch als Freiburger Student ein „Imbutus“. Er trat ſogar einer farbentragenden Verbindung nahe, und es reizte ihn, es zu einer Forderung auf ſtudentiſche Waffen kommen zu laſſen. Dergleichen wollte eben im Augenblick erlebt ſein. — Auch ein zweites Ereignis gehört hierher. Im Sommer 1903 reiſte er mit einem Verwandten ins Berner Oberland. Hier waren die Alpen zu erleben, die ſich ihm in gewaltigſter Weiſe offenbarten. Aber er ging noch weiter. Er wagte auf eigene Fauſt eine tollkühne Kletterei voll Lebensgefahr bei Grindelwald. Nicht etwa, um ſein Leben in die Schanze zu ſchlagen, ſondern um auch

hier das Gegenſtändliche auszukoſten. Er war im kleinen wie im großen ſo. So ſchrieb er denn auch — wie immer ſehr bewußt — am 30. Januar folgendes in ſein Tagebuch: „Das Schnell- oder Langſamleben wird nicht bloß im Auskoſten der Zeit, ſondern auch im Verſäumen derſelben offenbar: ein ſchnell lebender Menſch hat in der gleichen Zeit mehr verſäumt als ein langſam lebender; und wenn es gelten ſollte, nach drei verlorenen Jahren noch einmal von vorn anzufangen, ſo wird der eine das wohl können, der andere nicht. Das Tempo des Lebens nämlich findet in bezug auf Verſäumtes Ausdruck in einem mehr oder minder ſtarken böſen Gewiſſen; bei ſchnell lebenden Menſchen wird ſich ſchon nach einer geringen Spanne verſäumter Zeit das Gewiſſen zu einer ſo lähmenden Macht auswachſen, daß der Betreffende mutlos vor dem nochmaligen Beginn zurückweicht, während von außen, nach der abſoluten Zeit beurteilt, gar nichts oder ſehr wenig verloren ſcheint. — Man darf infolgedeſſen nie zu einem ſagen: „Du biſt erſt 25 Jahre, du biſt noch jung“: betrifft es einen Menſchen, der wegen raſchen Lebenstempos zu 18 hätte ſo weit ſein müſſen, wie er erſt zu 20 iſt, wenn auch das normale Alter für Erreichung dieſes Lebenspunktes 22 Jahre ſind, ſo hat er dennoch verſäumt ..... Es iſt nie jemand abſolut jung oder alt in Beziehung auf ſein erreichtes Lebensziel; ein Maßſtab kann nur aus der Verbindung des objektiv Erreichten mit dem Tempo ſeines Lebens gewonnen werden.“ — So ſehr wurde ihm ſein eigenes Leben zum Gegenſtand. Er war ein Romantiker. —

Man kann ſich dies alles heute noch ſo klar zurechtlegen — und doch geht auf dieſe Weiſe die Rechnung ſeines Lebens nicht auf. Tief in ſeinem Innern mag das Bewußtſein des frühen Endes gelebt, mag auch mitgeholfen haben, den Inhalt dieſes Lebens und ſeiner zu ſammelnden Erfahrungen zu beſtimmen und auszugeſtalten, aber mehr zu ſagen wäre Unrecht und Unwahrheit. Er war trotz aller Melancholie, wie ſie in ſeinen Verſen vielfach zutage tritt, im Leben und im Verkehr ein im Grunde ſeiner Seele fröhlicher und heiterer Menſch, der oft luſtig und ausgelaſſen ſein, aus deſſen Munde ein befreites und herzliches Kinderlachen ſchallen, der auf die drolligſten Einfälle, Neckereien und originellſten Streiche verfallen, Tiſchlieder und Gelegenheitsgedichte verfaſſen und unter den Fröhlichen der Tollſten einer ſein konnte — geſelligem Beieinanderſein nichts weniger als abgeneigt. Ihm war alles Spezifiſche und Beſondere, jedes Zurſchautragen romantiſchen Weſens in tiefſter Seele zuwider, er haßte die „künſtleriſche“ Aufmachung, ſuchte nicht auf, ja mied ſogar den Verkehr mit Künſtlern, nahm, wo er liebte, an den alltäglichſten Ereigniſſen teil, ordnete ſich einem Verein für Kunſt und Wiſſenſchaft ein, dem er ein überaus rühriges, eifriges und intenſives Mitglied wurde, hörte mit offenen Sinnen den Ausführungen anderer zu, verabſcheute alle Selbſtbeſpiegelung und ließ die Quelle ſeiner geſtaltenden Schwermut nur fließen, wenn er allein war und in den Nächten, die es ihm überhaupt angetan hatten. So iſt es unmöglich zu behaupten, daß ihm das frühe Ende ſtändig vor Augen und Seele war. Keineswegs.

Er brauchte ſolche Sporen nicht. Denn ihm lebten zwei weit gewaltigere lebenbildende Faktoren: ein mächtig, aber auch ruhelos vorwärtstreibender Intellekt und eine gleich machtvolle, ungebändigte Phantaſie. Dies waren die Götter, denen er unbewußt opferte, die ihn ganz beſaßen und denen wir ihn, den wir verloren haben, verdanken. Dazu kommt noch ein äußerer, auf das Vorige zurückweiſender Umſtand: gerade in ſeinem letzten Lebensjahr, das mit der letzten Periode ſeiner Entwickelung zuſammenfällt, ſchien es, als ob — wie oben ſchon betont — trotz der von ihm als ſolcher empfundenen Niederlage auf dem Gebiet des juriſtiſchen Berufes der Gedanke an ein frühzeitiges Scheiden zurückgetreten wäre. Wir ſahen, daß er im Januar 1904 das Tagebuch „als eine für viele Jahre begonnene Unternehmung" anlegte, ſahen, was er ſich vornahm (ſ. o. S. 9). In dieſem Jahre vollendet er nahezu ſeinen einzigen großen Roman, ſchreibt er den Franciscus, ſein reifſtes großes Werk und Glaubensbekenntnis, zu Ende, deſſen Held ſich durchringt zu neuem Leben, „in großem Herzeleide rein erſchaffen". — „Die Seele nicht, die Nacht in deiner Seele ſpricht noch von Tod — Licht helfe dir zum Leben," ſagt Euſebius zu ihm. „Den ſchwerſten Tag, ihn rangen wir zu Boden, — in Morgenröte ſtarb er — drum getroſt!" — In dieſes Jahr vor allem fällt eine fieberhafte wiſſenſchaftliche und philoſophiſche Tätigkeit, die ihn in außerordentlicher Weiſe bereichert hat. Von ihr muß jetzt geſprochen werden. Doch iſt zuvor ein kurzer zuſammenhängender Überblick über das Ganze ſeiner Entwickelung und ſeiner geiſtigen Beſchaffenheit geboten.

Dieſe Entwickelung hat, wie man ſich nach dem Vorangeſchickten denken kann, einen rapiden Verlauf genommen. Walter Calé iſt im Sturmſchritt zu ganz reifen Leiſtungen vorgedrungen, die in ihrer Art zweifellos den Abſchluß beſtimmter Entwickelungsreihen bedeuten. Dies kann ich ſagen, ohne damit ein Urteil über den inneren Wert dieſer Leiſtungen ſelbſt abzugeben. Ich habe von dem Erhaltenen hierbei den Franciscus, die letzten Gedichte aus dem Jahre 1904 und vieles aus dem Tagebuch im Auge. Was an philoſophiſchem, äſthetiſchem und ſonſtigem wiſſenſchaftlichen Material vernichtet worden iſt, gehört faſt vollſtändig ebenfalls hierher. Sein letztes Lebensjahr brachte dieſe Ausreifung. — Ihm ging eine Reihe von Jahren voran, die im weſentlichen ausgefüllt waren von der Betätigung des wachſenden und ſeiner Art ſich immer bewußter werdenden dichteriſchen Talents. Aus dieſer Zeit (1900—1903) ſtammt die große Menge ſeiner Gedichte. In dieſen Jahren ſchrieb er den umfangreichen Roman „Profeſſor Elias Piſtozelius und ſein Haus," unter Freiburger Eindrücken. In dieſer Zeit ſchrieb er auch den ganzen dreiaktigen „Franciscus", den er nachher vernichtete; doch gehört die Neuſchaffung des letzten Aktes — die vorangehenden hat er nicht noch einmal geſchrieben — der letzten Lebenszeit an (ſiehe oben). — Die Jahre 1896—1899 ſchließlich möchte ich als diejenigen ſeines erwachenden Talents bezeichnen. In einem Silveſtergedicht an das ſcheidende Jahr 1896 dankt er ihm, weil es ihn das Dichten gelehrt habe. Aus dieſem Jahr rühren, von ganz kindlichen Verſuchen abgeſehen, die erſten

ſtammelnden Verſe her. Reiferes bringen erſt die Verſuche aus den Jahren 1898 und 1899. Gar manches iſt überaus talentvoll. Die allermeiſten Gedichte ſind von Naturſtimmungen geſättigt; es finden ſich viele ſchöne ausdrucksvolle Bilder; doch durchzieht natürlich ein durchaus ſentimentaliſcher Zug die meiſten Lieder. Es finden ſich auch kleine, zum Teil noch unbeholfene novelliſtiſche und dramatiſche Verſuche. Aber ein — leider vernichtetes — Artus-Drama, „Klingſor", des Siebzehnjährigen verriet doch ſchon mehr als gewöhnliche Begabung. So reichen alſo die beachtenswerten Anfänge bis in ſein 14. und 15. Lebensjahr zurück. Und jetzt erkennt man gewiß, wen er mit ſeinen Worten über das Tempo des Lebens im Auge gehabt hat. Wollte oder mußte der Einundzwanzigjährige den Franciscus ſchreiben, ſo mußte allerdings der Neunzehnjährige den pſychologiſchen Roman des Profeſſors Piſtozelius beginnen. Es hieß eben: fertig werden.

Die Ausleſe aber, die das vorliegende Buch bringt, gewährt nur in einen Teil ſeines Könnens, Wiſſens, ſeiner Art und ſeiner Perſönlichkeit Einblick. Wer ihn nicht gekannt hat, dem iſt nur ſchwer eine Vorſtellung von dem eigenartigen Phänomen dieſes von kühn ſegelnder Phantaſie beflügelten mächtigen Intellekts zu geben, der in gleichem Maße in die Tiefe wie in die Breite ging und gleichſam in allen, aber auch in allen Sätteln gerecht ſchien. Dieſes Phänomen offenbarte ſich einem in all ſeinem leuchtenden Glanze nur im perſönlichſten Geſpräch, beim intimen Zuſammenſein. Hier durfte er ſich ganz geben, ohne befürchten

zu müſſen, lediglich als ein Außergewöhnlicher von Verſtändnisloſen angeſtaunt zu werden. Hier wurde man dann des ſeltſamen Blütenwunders dieſes Geiſtes Zeuge und Genießer. Mit unheimlicher Schnelligkeit erfaßte und verarbeitete dieſer Intellekt das Kleinſte und Größte, tauchte ein, wühlte ſich hinein und tauchte, ſchatzbeladen, wieder auf. Was auf dieſe Weiſe gefunden ward, diente aber nicht als Ruhepunkt. Es wurde Ausgangspunkt für neue Entdeckungsreiſen. Auch dieſe wurden mit der Schnelligkeit des Gedankens zurückgelegt und führten in neue Höhen und Weiten. Und wieder legten die Ergebniſſe Zeugnis davon ab. So arbeitete es in ihm raſtlos. Von Gipfeln zu Gipfeln hinüber. Unaufhaltſam. Völlig ungeſucht floſſen ihm hierbei die eigenartigſten Wendungen, die originellſten Begriffe von abſoluter Schlagkraft. Kaum war das koſtbare Metall gefunden, ſo war es auch geprägt, und nur die unendliche Fülle ſolcher lukulliſchen Gaſtmähler bewirkte, daß man bisweilen nicht ſicher war, ob die Form oder der Inhalt größere Bewunderung verdiente. Selbſtverſtändlich gelang es ihm auf dieſe Weiſe, dieſer überragenden Intellektualität überall den überragenden Einfluß zu verſchaffen, da, kann man ſagen, ihm ein Begabterer wohl kaum begegnet iſt. Aber für die ihm im tiefſten Grunde ſeines Herzens beſcherte Beſcheidenheit iſt es bezeichnend genug, daß er — namentlich in ſeiner reifſten Zeit — mit beſonderer Vorliebe gerade immer ſolche Menſchen aufſuchte, die ihm Widerſtand oder Zweifel oder auf irgend einem Gebiet ein überlegenes Können, Wiſſen oder Leiſtungen

entgegenſetzten, wovor er ſich dann gern und willig beugte, ſofort geneigt, nicht nur anzuerkennen, ſondern eher bereit, in ganz weſentlicher Weiſe zu überſchätzen, — alles dies, ohne daß auch nur jemals die leiſeſte Neidesregung irgendwie dieſe ganz reinen kindlichen Empfindungen verdunkelt hätte. Hierdurch gerade wurde er ſo liebenswert. Bewirkte es doch, daß auch der andere ſich innig ſeines Leuchtens und Blühens freuen konnte, von ihm unmerklich in der Anſicht beſtärkt, daß die Bedingungen auf beiden Seiten gleiche wären, daß nicht mehr empfangen als gegeben würde. Ich glaube, nicht oft im Leben begegnet man ſolcher kindlichen Herzensreinheit bei Menſchen von der Geiſtesmächtigkeit unſeres Toten.

Wenn man ſich heute — wie man es auch wohl ſchon bei ſeinen Lebzeiten tat — die Frage vorlegt, wie es geſchah, daß ſich der Zweiundzwanzigjährige dieſe von anderen nach Umfang und Inhalt nur ahnungsweiſe abſchätzbare Fülle poſitiven Wiſſens aneignen konnte, ſo iſt heute — wie damals — eine befriedigende Antwort nicht zu finden. Denn er war im Grunde ein Menſch, den man kaum richtig arbeiten ſah. Es gab für ihn keinen Stoff, keine Arbeit, keine Lektüre, die er nicht ohne Bedenken beiſeite warf, wenn irgend ein perſönliches Erlebnis ihn forderte oder zu fordern ſchien. Und ſolche perſönlichen Erlebniſſe forderten keinen Menſchen häufiger als ihn, der ſie ſich ſelber ungezählt unter typiſchen Geſichtspunkten ſchuf. Irgend eine Verabredung, irgend ein Zuſammenſein war ihm weſentlicher als ſeine wichtigſte Arbeit. Mit ſeinem Wort ſagte re einmal zu mir: „Ich habe immer zu tun; ich muß aber

nie arbeiten." Wie war es ihm dennoch — rein physisch — möglich, sich diese Wissensfülle zu erobern? Denn es gab in der Tat kein Gebiet, das ihm ganz fremd war. Dagegen schien es auf den Gebieten der Geschichte, Literatur und Kunstgeschichte, der Philosophie und zahlreicher Hilfs- und Nebenwissenschaften nur wenig zu geben, das er nicht wußte. Damit verband er ein geradezu fabelhaftes allgemeines Wissen, ein unheimliches Gedächtnis und eine universale Bildung auf allen Gebieten. Es kam vor, daß er auf irgend einem entlegenen Arbeitsfelde Fachleute in Erstaunen setzte. Und wo er irgend etwas vielleicht nicht kannte, da schien es, als ob es ihm in jedem Augenblick gegenwärtig werden könnte, sobald er seinen Intellekt darauf richtete. Er selbst verglich gern und oft sein Gedächtnis mit einer Kommode mit einzelnen Schubladen, die er nur aufzuziehen brauchte, um das Notwendige herausnehmen zu können. Die nicht zu schildernde Schnelligkeit, mit der er alles innerlich verarbeitete, bewirkte, daß oft nicht zu unterscheiden war, ob er all das, was er aussprach, als geistig längst erworbenes Eigentum bei sich trug, oder ob er es sich eben erst erobert hatte. — Wie also kam ihm diese Wissensfülle? — Er las. — Gewiß! — Er las in allen freien Stunden, noch mehr: in jeder freien Minute. Auf allen Wegen und Fahrten. In den Nächten bis in die dämmernden Morgen hinein. Er las — las — und las. Dennoch: ich erwähnte, wie viel Zeit er profanen Dingen widmete. Dazu pflog er eine Korrespondenz, die zeitweise einen außerordentlichen Umfang annahm. Er führte (auch schon in früheren

Jahren) Tagebücher, er hörte zahllose Vorträge und Kollegs. Vor allem aber entfaltete er doch eine außerordentliche schöpferische Tätigkeit, von der das vorliegende Buch ja nur eine teilweise Vorstellung gibt und noch unten einige zusammenhängende Worte zu sagen bleiben. So ist also das Rätsel dieser Wissensfülle mit der Tatsache einer eifrig betriebenen Lektüre und dem brennenden faustischen Eifer, alles zu erfahren, allein nicht zu lösen. Es handelt sich hier wohl um etwas viel Tieferes. Ihm muß eine ganz eigenartige und ungewöhnliche Gabe eigen gewesen sein, intuitiv die Dinge zu erfassen. Wie im Gespräch die Entzündung eines Gedankens, die Berührung eines Gesichtspunkts genügte, um zehn andere aufflammen zu lassen, so las er auch die wissenschaftlichen und philosophischen Werke. Sein Geist verrichtete hier keineswegs auch nur vorzugsweise reproduktive Arbeit, sondern war fieberisch schöpferisch tätig. Die in dem Werke angerührten Gedankenreihen entwickelte er sich, soweit irgend angängig, selbst weiter. In demselben Augenblick, wo er auf diese Weise Schüler des Autors wurde, ward er auch Meister des Stoffs. Logische oder gedankliche Schwierigkeiten stellten sich ihm nicht in den Weg. Über alle Widerstände flog er nur so hin. Eine wirklich „schwere" oder anstrengende Lektüre gab es für ihn nicht. So las er Werke, zu deren Bewältigung andere vielleicht Monate oder noch längere Zeiträume brauchen, buchstäblich in Tagen, Stunden. Ich glaube, daß es sich in dieser Kraft und Macht inneren Schauens und intuitiven Erfassens, die ihm die lange Beschäftigung mit den

Dingen ersetzte, um ein eigenartiges Phänomen handelt, dessen eindringliche Erforschung besonderen Wissensgebieten angehört. Walter Calé muß dies selbst erkannt oder geahnt haben. Er hat zwar niemals darüber gesprochen, aber in seinem letzten Lebensjahr acht Zeilen gedichtet, die mir wunderbar an das Wesen des Phänomens zu rühren scheinen. Ich meine das kleine Gedicht „Der Denker", das ich des besonderen Zusammenhanges wegen noch einmal hierher setzen will:

Was sich in Zeiten je begeben,
hab' ich vor aller Zeit gewußt:
es springt der Quell von allem Leben
geheimnisvoll aus meiner Brust.
Und als ich in der Schrift gelesen,
erlas ich nur, was ich schon bin;
in Finsternis sind alle Wesen,
doch ich das Licht und ich der Sinn.

Er hat diese Verse zweifellos nicht auf sich bezogen, wohl aber ihren Inhalt an sich erfahren. Und sie passen auf ihn. Geheimnisvolle Quellen absoluten Wissens sprangen in seiner Brust als eingeborene Besitztümer. Darüber hinaus vermag ich keine befriedigenden Erklärungen für die Universalität des Zweiundzwanzigjährigen zu geben.

Ich sagte, das vorliegende Buch gebe nur einen teilweisen Einblick in das Können und die Art unseres Freundes. Eine völlig richtige Vorstellung von dem Ganzen hatte wohl auch zu seinen Lebzeiten keiner. Dazu hätte es

der intimen Kenntnis seiner im letzten Lebensjahre begonnenen mannigfachen wissenschaftlichen Arbeiten bedurft. Diese aber reiften viel zu schnell heran und wurden viel zu schnell von ihm wieder mitgenommen ins Dunkel, als daß nach seiner Art, seine Freunde und Bekannten von seinen Angelegenheiten zu unterrichten, diese mehr als ungefähre Vorstellungen hätten erhalten können. Aber eilte es denn auch? Weshalb ihn drängen und gewaltsam hinter Vorhänge dringen, die Begonnenes lieber verbergen wollten? Er arbeitete ja so schnell und fieberhaft, daß er in kürzerer Zeit, als andere die Vorarbeiten bewältigen, zu einem Stadium der Arbeit gedieh, wo diese anderen auf sie als das in sich geschlossene Ergebnis langjähriger Tätigkeit mit Genugtuung hinweisen. Also schien es keine Eile zu haben. Um so weniger, als man noch immer ungewöhnlich viel sah und hörte.

Dem Verein, von dem ich oben gelegentlich sprach, war er im Frühjahr 1901 beigetreten. Die Aufzählung der Themata der von ihm an dieser Stätte gehaltenen Vorträge, mit der ich mich hier begnügen muß, trägt vielleicht ein wenig dazu bei, die oben gegebene, an sich ja unbeweisbare Schilderung zu unterstützen. Er sprach in mäßigen Zwischenräumen über die Hauptvertreter des spanischen Theaters, an zwei Abenden über System, Ethik, Ästhetik und Leben Plotins, demnächst über das Verhältnis der Probleme zu den Darstellungsformen in der redenden und bildenden Kunst, über romantische Ästhetik und über Peter Abälard. Er hielt also sechs große, umfassende,

mehr als anderthalbstündige Vorträge in den ungefähr vier Semestern, während welcher er in den drei Jahren seiner Mitgliedschaft im Verein sich betätigen konnte. Das allgemeine Werturteil der kritischen und gebildeten Zuhörer verschiedenen Alters und Berufes war immer das gleiche. Wunderbar und unerklärlich schienen die Fülle der Gedanken, der Reichtum der Kenntnisse, die Tiefe der Auffassung, die Eigenart der Darstellung und die Schönheit der Form, die sich dem Zuhörer offenbarten. Wunderbar und unerklärlich, weil man sich keine Antwort wußte auf die Frage: aus welcher Quelle kommt dieser Überfluß dem jungen Mann? Schien es doch, als ob ein abgeschlossenes und langes Leben sich mit ihm hätte begnügen können. — Von diesen Vorträgen und Ausarbeitungen, die alle auf das Sorgfältigste fundiert waren, ist nichts erhalten.

Ganz besonders schmerzlich ist der Verlust der Plotin-Vorträge. Denn sie waren bis ins Kleinste ausgearbeitet und gleichzeitig bestimmt, den wesentlichen Teil eines weitausgreifenden Werkes über die Neu-Platoniker zu bilden, das seinerseits wiederum als Inauguralschrift Verwendung finden sollte. In dieser Arbeit war er bereits mächtig vorgedrungen. Seine Art, wissenschaftlich zu produzieren und das Gefundene schriftlich niederzulegen, entsprach genau derjenigen, von der ich schon oben eine Vorstellung zu geben versuchte. Die Gedanken jagten einander und entzündeten sich gegenseitig. Die Einfälle überstürzten sich, immer von neuem Abwandelungen erleidend. Dabei ar-

beitete er mit der größten Gewiſſenhaftigkeit und geradezu philologiſcher Akribie. An dieſer Genauigkeit und Gelehrtentreue hatte er eine bewußte Freude, die ſehr tief in ſeinem ganzen Weſen wurzelte. Sie ſchien ihm wenigſtens in etwas gegen das Überſchäumende und Zügellos-Genialiſche ſeiner Anlage das Gleichgewicht zu bieten. Wie er ſich innerlich durch Konventionen nur allzuwenig behindert fühlte und den gänzlichen Mangel bürgerlicher Anſchauungen lebhaft empfand, wie er deshalb — innerlich allzuſehr Künſtler — äußerlich ſie mied und floh, ja verachtete — ſo empfand er es doch mit Genugtuung, wenigſtens auf wiſſenſchaftlichem Gebiete, ohne ſich beſonderen Zwang antun zu müſſen, das allgemein anerkannte Arbeitsgeſetz der philologiſchen Gewiſſenhaftigkeit erfüllen zu können. So ſchwollen ſeine „Anmerkungen“ in echt gelehrtenhafter Weiſe in beträchtlichem Maße an, ſich da und dort zu ſelbſtändigen Arbeiten erheblicheren Umfanges ausweitend, und gern ließ er ſich nach dieſer Richtung ſcherzhafte Randbemerkungen gefallen. Wie viel von dieſer Arbeit über die Neu-Platoniker bereits vorhanden war, läßt ſich mit völliger Sicherheit nicht feſtſtellen. Die Plotin betreffenden Teile, nach Umfang und Inhalt bereits über den Rahmen einer Doktorſchrift weit hinausgehend, haben wir gekannt. Von anderem hat er uns einiges vorgeleſen. Nach ſeinem Tagebuch (Aufzeichnung vom 31. Januar) hat er im Januar 1904 „ausſchließlich am Proklos gearbeitet“, — „ein unfruchtbares Beginnen“, wie er hinzuſetzt. Im Februar hat er „nach Beſchluß des Proklos“ ... „die Ausarbeitung des Dio-

nysius Areopagita begonnen“ (29. Februar 1904). Danach muß ein außerordentliches Material beisammen gewesen sein. Die Literatur bot ihm, wie er gelegentlich erwähnte, so gut wie nichts, und er mußte sich, wie er sagte, eigene Wege bahnen. Übrigens sei erwähnt, daß er alle griechischen Werke fließend in der Ursprache las, die er völlig beherrschte und meisterhaft verstand.

Es scheint, als ob er über das im vorstehenden skizzierte Stadium seiner neuplatonischen Arbeit nicht vorgedrungen war. Er ließ sie wohl an der Stelle, wo es das Tagebuch andeutet, liegen und arbeitete bloß noch sporadisch an anderen philosophischen und ästhetischen Entwürfen. Ihn beschäftigten, wie die Tagebuchaufzeichnungen und mündliche Mitteilungen erkennen lassen, Probleme über Morallogik; auch wollte er einen „Aufbau des Intellekts“ schreiben; ferner erfüllten ihn soziologisch-ästhetische Gedankenreihen aller Art. Er warf diese Einfälle aufs Papier, wo sie sich jedoch alsbald in der geschilderten Weise zu selbständigen kleinen Abhandlungen auswuchsen. An solchen sammelte sich schnell ein reichliches Material. Doch war dies von einer systematischen Gliederung wohl noch weit entfernt.

Obwohl er natürlich seit vielen Jahren — wie alles, was ihn fesselte, — insbesondere auch Philosophie gelesen und getrieben und die Arbeit über die Neu-Platoniker schon als Student in den ersten Semestern begonnen hatte, so muß man doch sagen, daß erst sein letztes Jahr dasjenige seiner eigentlichen philosophischen Befruchtung war. Daß

es auch gleichzeitig das der Ernte werden, daß alle Keime frühzeitig aufbrechen sollten, nur wenige zur völligen Reife gelangen konnten, ist bitter und schmerzlich. Denn die Fülle der schnell erworbenen Kenntnisse, die Größe und Intensität der diese wieder in origineller Weise verarbeitenden Denkkraft war auf diesem Gebiete besonders bewunderungswert. Selbstverständlich war kaum ein einziger seiner näheren Bekannten in der Lage, den Umfang und Inhalt gerade dieses Wissens richtig zu beurteilen und ihm bis ins Letzte nachzugehen. Der allgemeine Eindruck aber war der, daß ihm kaum ein einziges wichtiges philosophisches System unvertraut war, daß er dagegen die meisten Philosophen auf das genaueste kannte, fast zu jedem Stellung nahm und systematisch das Gebiet der Philosophie so völlig beherrschte, als ob er viele Jahre sich ausschließlich mit ihm beschäftigt hätte. Natürlich muß, was ich in dieser Beziehung sage, in besonders hohem Maße unbeglaubigt klingen, da ich nicht Fachmann bin und nicht leugnen kann, ihn mit den Augen eines gesehen zu haben, dem er teuer war. Ich habe mich deshalb an Herrn Professor Dr. Paul Menzer, damaligen Privatdozenten der Philosophie an der hiesigen Universität, gewandt, an den er sich in seinem letzten Jahr eng angeschlossen hatte, der ihn infolgedessen sehr nahe kennen lernte, und der, als Fachmann, von seinen Kenntnissen und seiner Geistesrichtung ein Bild gewonnen haben muß, das sicherlich, wie ich nicht zweifle, der Wahrheit entspricht. Auch von ihm erfuhr ich, daß er eine genaue Kenntnis Platos und der Neu-Platoniker besaß, daß er in

der griechiſchen Philoſophie vortrefflich Beſcheid wußte, aus der neueren, akademiſch geſprochen, genau die Hauptautoren kannte, am genaueſten Kant und die Philoſophie und Äſthetik der Romantik. Nietzſche war ihm ebenfalls vertraut — ohne daß er ihm innerlich anhing. In der letzten Zeit intereſſierten ihn beſonders die Verſuche einer Begründung der Geiſteswiſſenſchaften, wie ſie Windelband und Rickert angeſtellt haben. Im übrigen aber ſei es mir geſtattet, hier die eigenen ſchönen Worte Paul Menzers folgen zu laſſen, die er ſo gütig war, mir zur Verfügung zu ſtellen:

„Zur Philoſophie wurde W. Calé weniger durch das Bedürfnis nach neuen Ideen und neuen Inhalten geführt, als durch den Wunſch, von ihr Formen zu erhalten, in denen er die wogende Maſſe ſeiner Ahnungen, Gefühle und Gedanken darſtellen konnte. An Kant, zu dem er ſich in eindringlichem Studium wandte, bewunderte er deshalb nicht ſo ſehr die ruhige Beharrlichkeit bei Begründung des wiſſenſchaftlichen Erkennens, als die Kühnheit, die in dem tranſzendentalen Gedanken lag, daß das Ich die Welt der Erſcheinungen nach ſeinem eigenen Bilde formt. Er war erfüllt von dem Wunder des Einſtimmens der Begriffe mit- und zueinander, ſein künſtleriſcher Formtrieb lebte ſich aus in kühnem Zuſammenfühlen höchſter Abſtraktionen, und nie verzweifelte er nach Zerſtörung einer Kombination, neue, noch höhere und formfeinere finden zu können. So ſah er auf die Geſchichte der Philoſophie als ein Reich der Formen. Erſtaunlich war, zu beobachten,

wie raſch er die Fülle des in ihr liegenden Stoffes bezwang, wie ſeine dichteriſche Phantaſie die in der Darſtellung getrennt liegenden Teile früherer Syſteme in ein lebendiges Spiel der Gedanken umſetzte und ihre Harmonien empfand.

Ohne ſein Denken durch die überlieferten Schulbegriffe feſtlegen zu wollen, läßt ſich doch ſeine Richtung dahin beſtimmen, daß er um eine erkenntnistheoretiſche Wertung und Verwertung des Gefühles, der Erlebniſſe des eigenen Innern gegenüber der Außenwelt rang. So fühlte er ſich zu den Neu-Platonikern hingezogen, ihnen hat er eine mühevolle, leider vernichtete Arbeit gewidmet. Er lebte in ſich den ahnungsvollen Zwiſchenzuſtand der an die letzten Geheimniſſe rührenden Seelen, die den gewaltigen Strom ihres Innenlebens einfließen laſſen in das Alleben, es durchglühend mit dem heißen Atem ihrer Sehnſucht, überall ſich in ihm wiederfindend, weil es zu ihnen als ſeinen höchſten Offenbarungen willig ſich hindrängt. Er erlebte zugleich den tiefen Zwieſpalt, der zwiſchen der Jenſeitigkeit innerlichſter menſchlicher Erlebniſſe und der Diesſeitigkeit trivialſter Forderungen der Wirklichkeit klafft."

Nicht viel bleibt, wo man ſich auf das Äußerſte beſchränken will, zu ſagen übrig. Vor allem aber noch dies: daß es ihm wohl nicht gelungen wäre, ſo ſchnell eine ſo hohe Stufe überreicher Geiſtigkeit zu erklimmen, wenn er nicht bei allen Dingen innerlichſt mit ſeinem Herzen beteiligt geweſen wäre. So war vor allem ſeine Hingabe an die Künſte eine leidenſchaftliche zu nennen. Kaum nötig

hervorzuheben, daß von ihnen keine einzige ihm fremd, jede vielmehr aufs innigſte vertraut war, wobei das univerſale Wiſſen und die kaum glaubliche — hier ſchon leichter nachzuprüfende — allgemeine Bildung den verſchwenderiſchen Reichtum ſeiner Anlagen ganz beſonders hervortreten ließen. Müſſig wäre es, hier Einzelheiten hervorheben zu wollen. Doch muß geſagt werden, daß die Muſik ihn beſonders tief aufwühlte und daß zuletzt Beethoven und Brahms vor allem ihn beſaßen. Hier zeichnete ihn ein ganz eigentümliches Verſtändnis für das Techniſche aus, das ihn fähig machte, mit außerordentlicher Schärfe ins Innere der Kompoſitionen hineinzuleuchten. Gelegentlich empfand er als ein Verhängnis „für das tiefſte Leben eines Menſchen", und ſo auch „für den Charakter dieſes Menſchen, allzu muſikaliſch, ohne muſikaliſch produktiv zu ſein". — Daß in faſt noch höherem Maße alles, was mit der Dichtkunſt zuſammenhängt, ihn in Banden ſchlug, liegt ebenfalls ganz nahe. Und ebenſo daß hier überall ſeine erſtaunliche Fähigkeit, zu all und jedem die beſtimmteſte Stellung zu nehmen, ganz beſonders hell leuchtete. In Shakeſpeare, Dantes Göttlicher Komödie und Cervantes' Don Quixote ſah er Welten, Hebbels Tagebücher kannte er genau, Schiller, deſſen Braut von Meſſina er im letzten Jahr noch, erſchüttert, von neuem geleſen hatte, und beſonders Ibſen liebte er, zu Goethe, der ihm das All zu ſehr, den einen Menſchen zu wenig liebte, ſah er als zu etwas Unerreichbarem auf, ohne daß er ihm mehr als dieſe ſcheue Bewunderung und Verehrung zollen konnte; aber Torquato

Taſſo war ſein Gebetbuch; zuletzt las er viel in Mörikes Gedichten, ganz zuletzt mit neuen Augen den Fauſt, aufs tiefſte bewegt. Doch vor Einem kniete er immer und immer von neuem nieder, in grenzenloſer Liebe, in zärtlichſter Zuneigung, in kindlichſter, vergehender Bewunderung: der hieß Gottfried Keller. Sprach er von ihm, ſo war es, als ob der überſtrömende Jubel, daß dieſer Vergötterte, der ihm der Typus des dichteriſchen Genies wie Mozart der des muſikaliſchen ſchien, einmal über unſere arme Erde gegangen, den Ton von leiſen, innigen Dankgebeten lieh, — ſo war es, als ob ein irrender Menſch ſich doch wieder ſeines Gottes bewußt wurde und dankbar verſtummend die Hände faltete. Es läßt ſich von ferne nicht andeuten, was dieſer Dichter ihm war, den er ſtellenweiſe wörtlich auswendig kannte. Wie er zuletzt immer und immer von neuem nur wenige Sachen las (das Leben wurde ihm immer einfacher, wie er einmal im Tagebuch bemerkt) — zum Teil ſind ſie oben ſchon genannt —, ſo las er Keller faſt täglich, ja unaufhörlich und konnte dann immer von neuen Schatzfunden berichten. Dergleichen — wie überhaupt überall die Betätigung ſeiner Abneigungen und Zuneigungen — trieb er mit der Zähigkeit und Einſeitigkeit einer wahrhaft genialiſchen Natur, die ſich ſo gänzlich der ſubjektiven Berechtigung ihrer Gefühle bewußt war, daß ſie ſicher ſein konnte, daß jeder Dritte ſie ihrer großen Kraft und Echtheit wegen mindeſtens achten mußte. Wenn die Dreiteilung richtig iſt, die er in ſeinem Tagebuch aufſtellt:

„Der iſt eine große Natur, der ohne Scham pathetiſch zu leben vermag.

Der iſt eine kluge Natur, der aus Scham vor den anderen ſein Pathos zurückdrängt.

Der iſt lächerlich, der pathetiſch lebt, ohne in Pathos zu ſein.“

ſo hat er es ſich erlaubt, überall, wo es galt, das ihn durchzitternde Pathos zu zeigen, ohne daß er ein einziges Mal vor ihm die Augen hätte zu Boden ſenken müſſen.

Mehr über ſeine innigen Beziehungen zu allem, was Kunſt und Wiſſenſchaft, Schönheit und Intellekt bedeuten zu äußern, ſcheint mir nicht angebracht. Einzelheiten würden eher ſtören als fördern, und Allgemeinheiten müſſen ſich mit dem geringſten zuläſſigen Maß begnügen. Sie können deſto leichter entbehrt werden, als hier gerade vielleicht wenigſtens eine leiſe Vorſtellung von dem, was geweſen iſt, doch noch durch Vorhandenes erweckt werden kann: ich meine das Tagebuch, aus dem in den vorliegenden Blättern dasjenige abgedruckt iſt, das als ſachlich wertvolles Material gleichzeitig für dieſen Teil ſeiner Perſönlichkeit zeugen könnte. Möge es in dieſem Sinne geleſen werden!

Ich kann dieſe Zeilen unmöglich beenden, ohne auf eine Frage Rede zu ſtehen, die aufzuwerfen jeder, dem irgendwie Schickſal, Eigenart und Wirken unſeres toten Freundes nahegehen, das Recht hat, und vor der zurückzuweichen ich keine Veranlaſſung habe. Weshalb hat Walter Calé ſo

grauſam gegen ſich gehandelt — weshalb vor allem hat er ſo viel von ſeinen Werken vernichtet? Das hat er getan. Den mehrere Bände ſtarken Roman des Profeſſors Elias Piſtozelius hat er bis auf die abgedruckten Teile zerſtört; auch dieſe wären wohl nicht geblieben, wenn ſie nicht zu der Zeit, wo er uns eiligſt verließ, verborgt geweſen und von ihm vergeblich zurückgefordert worden wären. Vernichtet hat er alles, was er an philoſophiſchen, äſthetiſchen und philologiſchen Arbeiten und Entwürfen liegen hatte. Das Tagebuch iſt vorhanden, weil es gleichfalls in fremdem Beſitze war. Die Gedichte ſind da, weil er wohl auf ſie keinen Wert legte. Und der Franciscus iſt erhalten — entweder, weil ihm dieſes heiligſte Glaubensbekenntnis ſeines letzten Jahres, das er auch für ſein reifſtes Werk hielt, und an das er durch eine glänzende, liebevolle Abſchrift noch eine ganz beſonders große Fülle von Arbeit gewendet hatte, doch zu teuer war — oder weil ſich eine erſte, ſchlechtere Faſſung in den Händen eines Freundes befand, den er erfolglos um Rückgabe gebeten hatte, und er doch nicht wollte, daß ihn das teure Werk in unzulänglicher Geſtalt überleben ſollte. — Weshalb alſo? Weil er an ſich gezweifelt, zuletzt wohl verzweifelt hat — glaube ich. Ich habe ſchon gelegentlich betont, daß er nicht über ſich Beſcheid wußte. Er ſprach dies oft genug aus. „Es iſt ſehr ſchwer, über ſein eigenes Leben die Wahrheit zu finden," ſeufzt er in dasſelbe Tagebuch hinein, das ihm gerade dazu dienen ſollte, die „Erlebniſſe organiſch und ſyſtematiſch zuſammenwachſen zu laſſen". — Wie bin ich

eigentlich? Kannſt du mir ſagen, wie ich bin? Er fragte es hundertmal, ohne eine Antwort zu erwarten. Gelegentlich verſuchte er dann, ſie ſich ſelber zu geben: „Ich kenne jemand, der iſt: ein Genie, ein Lump, ein Talent, ein Philiſter, ein Phantaſt, ein Rechner, ein Enthuſiaſt, ein Raffinierter, ein Kind, ein Herzensguter, ein kalter Verächter zugleich.“ So rang er unaufhörlich mit ſich. Wer ihn flüchtiger kannte, in gelegentlichen Geſprächen die außerordentlichen Gaben, mit denen die unbedachtſame Natur ihn verflucht hatte, aufleuchten ſah, der konnte ihn für ſelbſtbewußt oder von ſich eingenommen halten. Aber nur ganz ſelten gab er hierzu objektive Veranlaſſung. Und wenn es der Fall war, ſo war es Selbſtbetäubung und rauſchmäßiges Erſticken innerer Stimmen, die ganz anders klangen. Ihm war, kann man ſagen, jeder Gradmeſſer abhanden gekommen. Er hatte, obwohl er ſich ſelbſt völlig zum Gegenſtand geworden war, doch jede Diſtanz zu ſich, ſeiner Art, ſeinem Können verloren. So ſchien ihm z. B. ſeine ganze Lyrik wertlos, weniger weil er ſie für mißlungen hielt, als weil ſie Lyrik war. Lyrik drucken zu laſſen, ſchien ihm undenkbar. „Ziehſt du dich,“ fragte er wohl, „vor anderen nackend aus?“ — Ähnlich verhielt es ſich etwa mit der im weſentlichen nach philologiſchen Grundſätzen angelegten Arbeit über die Neu-Platoniker. Hier beherrſchte er den ganzen Apparat ſo ſpielend leicht, daß er die Ergebniſſe verachtete. Daß auf dieſen Wegen Männer zu Ruf, Anſehen und Ehre gelangen könnten, wollte ihm eigentlich nicht in den Sinn. Er fühlte in ſich die Fähigkeit, ſobald er ſich nur ernſthaft

dieſem Apparate widmen wollte, mit ihm ſo viel Vorzügliches zu ſchaffen, wie es ihm beliebte. Konnte das aber etwas ſein? Konnte dergleichen wirklichen Wert beſitzen? — Und noch hatte er die groß angelegte Arbeit nicht vollendet, als er ſich ſelbſt das Wort gab und mir mehr als einmal verſicherte, daß ſie ſeine einzige bleiben und er nie wieder eine Arbeit philologiſchen Charakters ſchreiben würde. So täuſchte er ſich fortgeſetzt über die objektiven Werte dieſer Welt. Auf die Philoſophie war zuletzt ſein ganzes brennendes Sinnen und Sehnen gerichtet. Alsbald zeigten ſich die geſchilderten wunderbaren Anfänge, die ihn aber den letzten Reſt der Achtung und Wertung ſeiner dichteriſchen Potenzen koſteten. Ich entſinne mich eines Wortes aus dem letzten Jahre, daß er nun wiſſe, daß er allein in der Philoſophie noch etwas zu ſuchen habe, daß er dort auch etwas leiſten, daß er aber keine Zeile mehr dichten werde. Als ich ihm entgegnete, daß viel Schönheit darüber verloren gehe, da nahm er dies lächelnd und leicht. Natürlich hatte er ſich über ſich getäuſcht. Er machte ſpäter noch die letzten und reifſten lyriſchen Gedichte, ſchrieb den Roman und den Franciscus zu Ende und trug ſich ganz zuletzt noch mit dichteriſchen Plänen, insbeſondere träumte er von einem Don Quixote-Drama. Aber die wahre, innere, tiefe Achtung vor ſich ſelbſt, die ihm auch äußerlich Halt hätte geben können, war bis auf den letzten Reſt geſchwunden. — Im engſten Zuſammenhang damit ſteht, daß ihm von außen her nicht genug gegeben werden konnte. Ruckweiſe machte er ſeine Freunde eiligſt und einzeln mit ſeinen Sachen bekannt,

las ſie ſchnell und ohne Sorgfalt vor, forderte ſie nach unverhältnismäßig kurzer Leihfriſt ungeduldig wieder ein — kurz, — behandelte ſie in jeder Weiſe als quantité négligeable, während er — bezeichnend genug! — ſobald er irgendwo bei anderen Talentſpuren begegnete, dieſe zu überſchätzen und Vergleiche zu ziehen geneigt war, die faſt jedesmal zu ſeinen Ungunſten ausfielen und bewirkten, daß er noch mehr an ſich und ſeiner Kunſt irre und zweifelhaft wurde, als er es ohnehin ſchon war. Schon früher hatte er wohl gelegentlich gefragt:

Weiß ich denn, ob mir's gelingt?
Wird der Funke Flamme werden,
eh' er in die Aſche ſinkt?

Zuletzt aber, kann man ſagen, warf er alle Flinten ins Korn und lief vor ſich ſelber davon. Was er geleiſtet hatte, verachtete er mehr oder weniger, — und daß, was er auch leiſten würde, ihm niemals genügen könnte, weil er es geleiſtet, war ſicher. Es war ihm unmöglich, in die bürgerlichen Zuſammenhänge die Werte ſeiner Perſönlichkeit richtig einzuordnen. Die bürgerlichen Ziele, die dieſe Welt bietet, ſtimmten mit ihnen nirgendwo zuſammen. Sie waren ohne Duft und Schönheit in der Nähe und wohl nur deshalb für Menſchen ſeines Schlages ſo tückiſch leicht erreichbar, daß ſie, erreicht, ihm höhniſch und grinſend ihre Leerheit weiſen und den Enttäuſchten und Entgötterten ruhelos weiter jagen konnten! Aber ihn ſollten ſie nicht verlocken! — So vollbrachte er das Vernichtungswerk.

Hier will ich abbrechen. Ich wollte keine Lebensbeschreibung, nicht einmal eine Charakteristik geben. Ich unterließ mit Absicht, von persönlichen Dingen nur um dieser Dinge selbst willen zu sprechen. Was seine Werke, ja doch überall verhaltene Bekenntnisse und innige Beichten, aus sich mit tausend Zungen künden, bedarf ohnehin nicht noch der pedantisch unterstreichenden Feder an dieser Stelle. Was insbesondere das heiße, glühende Herz dieses jungen, immer leuchtenden Menschen, dessen faszinierender Einfluß nur allzu mächtig war, erlebte, liebte und erlitt, der auch darin ein Gestalter von Erlebnissen, schnell und einsam durch die wabernden Lohen tausendfältiger Konflikte schritt, läßt sich ohnehin hier nicht einmal andeuten. Andeutungsweise auch nicht schildern, was ihm (dem „Xaver Dampfkessel" seines Romans) die rastlos arbeitende Phantasie an Leid und Qualen schuf, da sie sich mit den Tatbeständen des Lebens kaum irgendwo abzufinden vermochte. — Auf was es mir ankam, war, die Leser bis zu diesen Werken hinzuführen, da und dort vielleicht dem Verständnis nachhelfend, und erklären, wie dieses Buch zustande kam. Es steht mir nicht zu, dem Urteil der Leser vorzugreifen; aber das eine darf ich wohl sagen: daß wir, die wir uns aus Anlaß der Herausgabe seines Nachlasses zum ersten Male ganz in den Zusammenhang seines Wirkens versenkten, mit erneutem Schmerz erst ganz fühlten, was wir in ihm verloren haben. Von neuem vor allem empfanden wir den Verlust des lieben Menschenkindes, das in Verwirrung gestorben ist. Mir ist eine rührend schöne

Stelle aus einem Briefe bekannt, den er vor Jahren an eine Freundin geschrieben hat. Sie enthält eine Art Selbstcharakteristik, deren Wahrheit so groß ist, daß mir die Aufgabe, die wir uns mit diesem Buche vorgesetzt, vollauf erfüllt scheint, wenn auch Dritte, die es lesen, ohne daß sie ihn gekannt, von ihrer Schönheit und Wahrheit überzeugt sein könnten. Er schrieb:

„Ich weiß jedoch —:

Wenn mich einer im tiefsten Grunde und für alle Zeit erkannt hat, dann muß er mich mit seiner ganzen Liebe lieben; denn es ist nichts Schlechtes in mir und ein Streben nach dem Großen und eine Wahrhaftigkeit der Liebe, wie in keinem, den ich nennen könnte.

Ich werde vielleicht Neues, vielleicht Wichtiges zu sagen haben; es treibt in mir von Gedanken und Bildern, und mein Blick haftet auf weiten, großen Zielen; ich habe ehrlich um Wissen und Kunst gerungen und mich rein gehalten von der niederziehenden Welt und bin ihr ferner und ferner und fremder geworden, — es geschah mit vieler Arbeit."

Das Verheißungsvolle, das so schön in diesen lieben Worten leuchtet, hat sich nicht ganz erfüllt; das meiste ist mit ihm in das frühe Grab gesunken; aber so viel hat er doch gewirkt: daß alle, die ihn wirklich kannten, mit ihrer ganzen Liebe an diesem Grabe stehen.

Berlin, im August 1906.

Dr. Arthur Brückmann

Gedichte

(1899—1904)

Vorbemerkung

Bei der Anordnung der Gedichte, Lieder, Gesänge, Bilder und Oden — die Bezeichnungen rühren von dem Verfasser selbst her — ist, um auch einen Einblick in den Werdegang des jungen Dichters zu ermöglichen, versucht worden, soweit angängig, den chronologischen Gesichtspunkt durchzuführen. Dies war jedoch naturgemäß nur innerhalb der einzelnen Abteilungen (Gedichte, Lieder usw.) möglich; und auch dort empfahlen sich gelegentliche Abweichungen mit Rücksicht auf Art und Wesen der betreffenden Gedichte. Die meisten fanden sich in mehrfachen Abschriften, oft in verschiedenen Fassungen vor. Viele hat der Verstorbene selbst aus besonderen Anlässen in kleineren Sammlungen zusammengefaßt. Diese boten dann jedesmal Anhaltspunkte für die Anordnung, sobald die zeitliche Reihenfolge aus inneren Gründen nicht durchgeführt werden konnte.

Einen besonders tiefen Einblick in Können und Wesen des jungen Dichters gewähren die Lieder, Gesänge, Bilder und Oden; diese hat er selbst einmal in einer größeren Sammlung in der angegebenen Reihenfolge zusammengestellt, die deshalb auch im Buch festgehalten worden ist. Von einigen früheren Ausnahmen abgesehen, sind diese Verse alle in den Jahren 1902 und 1903 entstanden.

Die Gedichte aus dem Jahre 1904 finden sich mit wenigen Ausnahmen alle zuerst, manche allein im „Tagebuch" vor.

„Harfenklänge bei Nacht“ und „Meeresſtille“ (S. 54 bis 56) gehören zu einem „Die Burg“ benannten, eine Reihe von „Wächterliedern“ umfaſſenden Zyklus, aus dem jedoch nur dieſe beiden aufgenommen worden ſind.

Die als Motto über dem Gedicht „Zu den Vergißmeinnicht“ (S. 67) ſtehenden vier Verſe hat Walter Calé dem unter den „Bildern“ abgedruckten Gedicht „Wir werden vor die großen Waſſer treten“ (S. 150) entnommen.

„Heut' Nacht muß es von allen Sternen rieſeln“ und das folgende „Meine Finger krümme ich zum Spiele“ (S. 74/75) ſind die beiden offenſichtlich an einem Tage oder in einer Nacht (20. September 1904) verfaßten letzten Gedichte Walter Calés.

In dem Gedicht „Ich habe nun in einer ſchlimmen Stunde“ (S. 115) ſind in der fünften Verszeile zwei Worte vom Dichter ſelbſt abſichtlich fortgelaſſen worden.

D. H.

Opfer

Durch weiße Tempelhallen wandelst du
gemeßnen Schritts: es fließen die Gewänder
in strengem Wurf dem Marmorboden zu,
das Gold verachtend und den Schmuck der Bänder.

Zum Heiligtume trittst du ernst und mild;
dreimal beugst du dein stolzes Knie dem Gotte;
dreimal küßt du sein kaltes, hohes Bild,
ein Schleier birgt es vor dem Blick der Rotte.

Das ew'ge Feuer glüht: mit stiller Gier
zehrt es am Öle und Olivenstamme;
du nahst und wirfst ein Lockenhaar von mir,
dem Todgeweihten, in des Gottes Flamme.

Aus heißen Schmerzen wird das Lied geboren,
ich hüt' es treu; und wenn die Stunde naht,
verhüllt es sich, und traumverloren
geht es zu suchen aus auf stillem Pfad.

Die andern weichen scheu von allen Wegen,
wo sich sein tränenfeuchter Schleier zeigt;
doch du trittst freudig ihm entgegen,
und dir enthüllt es sich und weint und schweigt.

Parknacht

Die Sterne ziehen auf und ſchweigen
in eine blaue, ſamtne Nacht.
Wir flohen längſt den lauten Reigen,
die weiße Marmortreppe ſteigen
wir nieder in die ſamtne Nacht.

Noch klingt aus jenen hohen Zimmern
Muſik aus in die ſamtne Nacht.
Die lockend weiten Fenſter ſchimmern
von Lichtern und kriſtallnem Flimmern
zu grell uns in die ſamtne Nacht.

Wir wandeln in dem ſchwarzen Parke,
nur leiſe ſpricht die ſamtne Nacht.
Wie ich in ihrem Hauch erſtarke,
ſo löſen langſam wir die Barke
auf dieſes Teiches ſamtner Nacht.

Die Ruder ſprühn: wir gleiten, gleiten,
groß blickſt du wie die ſamtne Nacht.
Es fliehen Zeiten hin und Zeiten,
nur ſingt von weiten, ganz von weiten
Muſik noch in die ſamtne Nacht.

Das Feſt

Mit koſtbarer Gefäße ſchwerem Prangen
iſt der Altar des Gottes reich belebt;
die Roſe hält den Säulenſchaft umfangen,
der ſtolz geſchmückt noch kühner aufwärts ſtrebt.

Du ſtreuſt der Blumen duftendes Gedränge
dem Gotte hin, dem du an Hoheit gleichſt;
und jeder Zuruf der entzückten Menge
weckt die vergangne Schuld, und du erbleichſt.

Winter

Nun gib mir deine blaſſe Hand.
Wir wollen in die Weite gehen.
Der Winter kam — kein Sommer ſchwand.
In Nebel hüllt ſich das Geſchehen.

Wir gehen; weißt du, wann wir ruhn?
Ich ſehe keine Pforte offen.
O friere nicht! — Wir haben nun
nichts mehr zu ſagen, nichts zu hoffen.

Willſt du?

Willſt du mit mir auf die Berge ſteigen,
heimlich und ſtill, daß uns niemand ſieht,
des Nachts, wenn alle Herzensquellen ſchweigen
und die große Sehnſucht erwacht und glüht?
Willſt du?

Dann zeig' ich dir unten die goldenen Lande,
wo meine lebendigen Brunnen ſpringen,
wo purpurne Lilienglocken klingen
am buntumſpülten kriſtallnen Strande.

Willſt du mit mir auf der Höhe knieen,
wenn Mitternacht Schlummer über uns gießt,
wenn die Sterne in ruhigem Wandel ziehen
und Seele in Seele überfließt?
Willſt du?

Dann löſ' ich mit trunken bebender Hand
deines Haares wallende Herrlichkeit,
dann löſ' ich dein ſtaub'ges Erdengewand
und hülle dich in mein Königskleid!

Willſt du, wenn uns Atem des Lebens umquillt,
wenn Talesglocken und Seufzer verwehten,
wenn die Seele dem Dunkel entgegenſchwillt,
willſt du mit mir zur Mitternacht beten?
Willſt du?

Dann küß ich deinen rotglühenden Mund
aus tiefſter Seele aufquellender Macht,
dann grüß' ich dein leiſe zitterndes Haar
und nenne dich Sehnſucht und Mitternacht.

Ruhe

Mein Herz iſt ſchlafen, wie ein ſtiller See.
Und ruhig gleiten meine weichen Lieder,
wie Schwäne, leiſe rinnende Kreiſe ziehend,
— weißt du? —
über die ſehnſuchtsſingende Fläche.

Doch wirfſt du deines Auges milden Strahl
in meiner ſingenden Seele lauſchenden Grund,
dann blickt der Mond, in Silberblau getaucht,
Duftnebel ſtreuend auf den dunkeln See,
ein Tönen ſchwingt ſich flüſternd über die Weiten,
ſtillreger Wipfel Mondesnachtgeſang,
die Schwäne rühren träumend ihr Gefieder
und ſingen wundertief und wehmutsſelig
der Mutter Nacht ein nebeltrübes Lied.

Noch einmal „Wir"

Vom Glück zu ſchaffen weiß ſo manches Herz.
Uns aber bleibt vom Schaffen nur das Quälen,
ich muß, du darfſt nicht; das iſt unſer Schmerz:
und jeder will des andern Schmerzen wählen.

Und du haſt nicht, was ich entbehren mag.
Was meine Seele ſucht, wirfſt du beiſeite,
und meine Nacht, das iſt dein hellſter Tag,
und meine Nähe deine trübſte Weite.

Morgen

Als die heiße Nacht vergangen
und der Morgen taudurchfeuchtet
über Welt und Seele leuchtet,
ſtarb das wilde Glutverlangen,
und ich bin hinausgetreten
in das lebensfrohe Prangen.
Als die Winde mich umwehten,
als die Vögel mich umſangen,
kniet' ich nieder, dir zu beten:

Du meiner Seelenſtille reinſte Quelle,
ſteh' du mir bei in wilden Sehnſuchtsnächten,
laß mich von Finſterniſſen nicht umflechten,
durchbrich mein Dunkel mit verklärter Helle,
kühl' meine Glut in ſegensfriſcher Welle.

Und hemme du das allzukühne Drängen
des Jünglings mit gelaßner, milder Hand:
daß ſich nicht feſſellos in Sturmgeſängen
ergießt des ungedämmten Sehnens Brand.

Laß deines Auges Milde auf mir ruhn,
daß Werk und Glück zu neuen Taten ſtrebt.
Und ſegne du, Geliebteſte, das Tun
der Seele, die in deiner Seele lebt.

Sei du mir Glück, ſei du mir Werk und Sehnen,
bleib' du mir ſtets der ſtillverehrte Hort;
laß meine Schmerzen an die deinen lehnen
und tröſte mich mit manchem lieben Wort.

Und zogſt du langſam mich zu dir empor,
dann mag auch deine Seele ſich mir neigen,
dann brich das herbe, allzuheil'ge Schweigen
und führe mich durch das erſehnte Tor
ins Land des Glücks, der ew'gen Frühlingsreigen.

Beim Spinnen

Reißt auch der Faden nicht?
Steht auch das Rad nicht still?
Hab' ein träumend Geſicht
und weiß nicht, was ich will.

Was war's doch für ein Märchen, das die Alte erzählt?
— es wird ja auch Abend, es dämmert ſchon —
den ganzen Tag hat's mich gequält.
Wie heißt doch ſein Name —? der Königsſohn!
— es iſt hier ein gar verſonnener Platz!
am liebſten macht' ich die Augen zu! —
der hat einen blondhaarigen, weißen Schatz,
— ſie küßten ſich bald und ſagten ſich du!
und ſagten ſich du!

— — — — —

Iſt es denn ſchon ſo ſpät?
Ei, wie die Spindel kreiſt!
Daß nur das Rad nicht ſtille ſteht!
Daß nur der Faden nicht reißt!

Das ewige Surren! Ich möchte fort!
So weit hinaus! Fragt nicht, wohin!
Ich beiß' mir auf die Lippen und ſage kein Wort!
Dann ſcheltet nur wieder: „Du Eigenſinn!"

Durch die Finger ſcheint mir ein roſiges Licht;
— einſt lag ich blinzelnd im grünen Gras
und hielt mir die Hände vors Geſicht:
dann träumt ſich's gut; man weiß doch, was!
man weiß doch, was! —

Kommt die Mutter zurück,
was liegt mir dran!
Reißt der Faden in Stück,
ſo knot' ich ihn an!

Was träumt' ich heut' Nacht? Von dem bleichen Stern!
— Die Sonnenſtäubchen, die — fang' ich mir —
Ich ſag's ja doch nicht: „Ich hab' dich gern!“ — —
— nun ſitz' ich hier — und ſitze hier — —
Ach Gott, das Abendglockengeläut!
Schlief ich doch erſt, dann hätt' ich Ruh!
— Ich weiß nicht, ich bin ſo müde heut' —
— — Sie küßten ſich bald — und ſagten ſich du!
und — ſagten — ſich — du! —

(Sie ſchläft ein)

Encore

Nun biſt du ruhig, liebes Herz.
Die Schmerzen gleiten
nur ſo von weiten
noch heimatwärts.
Das waren trübe Zeiten.

Der Mond wacht ſchon am Himmel lang.
Mir quillt verſonnen
aus Seelenbronnen
ein kühler Sang
von neuen lieben Wonnen.

Was ſing' ich denn die trübe Nacht?
Laßt uns doch warten!
Bald kommt in Fahrten
von hoher Pracht
der Tag in unſern Garten.

Die böſe Sehnſucht iſt mir tot.
Der Tag will ſchlingen
um mich ein Klingen.
Glück wuchs aus Not.
Wie will ich fröhlich ſingen!

Harfenklänge bei Nacht

Neunmal ſtärkt' ich mein Herz mit ſtarkem Lied,
neun Tage hielt ich treue Hallenwacht;
ſchwer laſtet Panzers Wucht auf müdem Glied:
zu ruhn verlangte mich's die neunte Nacht.

Die Rüſtung wahrte ich in eichnem Schrein,
die Harfe lehnt' ich an des Altans Rand;
doch ohne Waffen ſoll kein Schläfer ſein:
ſo faßt das Schwert noch ſtark die müde Hand.

Vor des Altanes Stufen hingeſtreckt,
umſpielt ein Traum mich in verwirrtem Tanz,
der trübes Sehnen in mir auferweckt
nach ferner, fremder Länder Nacht und Glanz.

Und meinen glutentrunknen Sinn umſchlingt
betäubend ſüßer Duft von wildem Mohn.
Doch ſchlaf' ich nicht; aus tiefſter Ferne dringt
ein nur gerührter ſtiller Harfenton.

Ich kenn' ihn wohl, ihn, meiner Harfe Klang,
aus tauſend Klängen kenn' ich ihn heraus.
Wer war's, der nächtens in die Halle drang?
Weh, wehe! Schläfer, Waffen! — Feind im Haus!

Schlaftrunkner ich! Vor mir ragt ſtill und groß
ein Weib mit ſchwarzem Märchenwunderblick;
ſchwarz war das Haar, das ihre Stirn umfloß;
der Mund ſprach ſtumm von ſchmerzlichſtem Geſchick.

Von ihres Buſens ſanft gewölbter Glut
verriet das ſchmiegende Gewand zu viel;
ihr ſchlanker, lotoszarter Finger ruht
noch ſtill verträumt in meinem Saitenſpiel.

An ihres Armes marmorweißem Rund
prangt glühndes Gold und blitzendes Geſtein;
ſie legt den Finger lächelnd an den Mund,
— und ruhig ſchläft der treue Wächter ein.

Meeresſtille

Still liegt das Meer.
Am Himmel glüht die große Sonne golden,
und Gold und Blau blitzt auf der glatten Fläche —
und keine Welle.

Vom weißen Marmor glänzt der Tag in grellen Gluten.
Seemöven kreiſen um den Turm.
Die Lüfte zittern, und der Wächter ſteht
auf höchſter Zinne, weit ausſchauend, ſinnend,
und legt die Hand hin über ſeine Augen,
geblendet von der Glut, dem fernſten Glanz.

1902

Der Abend kann mich nicht beglücken:
zu viele Menschen sind um mich,
zu viele Stimmen, und erdrücken
den leisen Ruf: ich suche dich!

Dich aber seh' ich heimwärts wallen
im blauen, zärtlichen Gewand;
und von den tausend Blumen allen
hältst du nur eine in der Hand.

Du beugst dich über einen Weiher,
die Glocken kommen Schlag um Schlag,
du träumst von einem bunten Schleier
und gehst nach Hause, wie der Tag.

An Dich

Was fruchtet's, daß in ſchmerzlichen Entwürfen
dir Tag um Tag ſcheu wie ein Dieb entſchleicht!
Aus jedem goldnen Becher ſollſt du ſchlürfen
den Trank, den jede goldne Stunde reicht.

Denn jede Blüte, die du nicht gebrochen,
und jeder ungehörte Saitenklang
und jedes Glück, das du nicht ausgeſprochen,
fällt als ein Tropfen Reue in den Trank.

Und was vergangen iſt, das ſei vergangen!
Der neue Tag führt neues Licht herauf.
Tot ſind die Lieder, die noch geſtern klangen.
Was kümmert's dich? Zieh' neue Saiten auf!

Der Augenblick iſt Leben und Erringen,
verlornes Glück — verklungenes Getön.
Wenn es verklang, ſo wird's auch wieder klingen,
du biſt ja noch ſo jung und biſt ſo ſchön!

1902

Der Abend kann mich nicht beglücken:
zu viele Menſchen ſind um mich,
zu viele Stimmen, und erdrücken
den leiſen Ruf: ich ſuche dich!

Dich aber ſeh' ich heimwärts wallen
im blauen, zärtlichen Gewand;
und von den tauſend Blumen allen
hältſt du nur eine in der Hand.

Du beugſt dich über einen Weiher,
die Glocken kommen Schlag um Schlag,
du träumſt von einem bunten Schleier
und gehſt nach Hauſe, wie der Tag.

Du kamſt und gingſt, und wie du kamſt,
da wurden Herz und Lippen ſtumm,
du kameſt ſtill und nahmſt und nahmſt
und nahmſt mich ganz: und kehrteſt um.

Du kameſt wie aus fremdem Land,
du gingeſt fremd und biſt nicht mehr:
du trugſt in deiner kühlen Hand
ein rotes Herz und weinteſt ſehr.

Eine liebe Stunde

Und eine liebe Stunde kam gegangen
und ſchmiegt ihr Haupt ſehnſüchtig an mein Knie.
Ich ſtreichle ihre feinen blaſſen Wangen,
und auf die dunkeln Augen küß ich ſie.

Von bunten Träumen laß ich mich nicht locken,
ich denke nur wie an ein leiſes Lied.
Von ferne läuten manche Silberglocken,
weil eine liebe Stunde vor mir kniet.

1903

Mein Geiſt, den viele rühmen, gleicht dem Lichte,
das du in einem ſtillen Leuchter trägſt
durch dieſer Erde Dunkel.
Es bedarf
nur einen kleinen Willen, nur ein Zucken
in deinem Finger, ſo erliſcht das Licht.
O, es bedarf nur einen Tropfen Öles,
aus deiner Liebe ſanft herabgeträufelt,
ſo flammt es neu und blüht in ſel'ger Flamme,
ſich ſelber leuchtend, aber auch in Licht
dich, ſeine Herrin, tauchend, und in Licht
die Dinge dieſer Welt zum Leben weckend.

O hüte wohl, daß es nicht ganz erlöſche:
nicht nur ſich ſelber ſtirbt ein ſolches Licht!
Starb es, ſo ſinkt die Welt in Finſternis;
und durch die tote Welt hin wandelſt du,
nicht ſehend mehr und auch nicht mehr geſehn.

Erſcheinung

(Grindelwald, 8. Auguſt 1903.)

Wenn im Tale längſt der Schatten des Abends lag,
wenn ein ſchläfernder Wind hin über die Müden ſtrich
und die Wimper — ach! wie willkommen! — uns ſank
— denn: wer ſind wir, daß wir des Lichtes Quell
immerſtrömend begehrten und nimmer uns
Dunkel erquickte, des
lächelnd verachtenden Gottes Geſchenk? —
wenn der Tiefen Ruf beklommener ſchweigt
und das Warten ob den Talen ſchwebt,
ſtill eratmend ſchwebt ruh'gen Berg hinan,
wenn ihr Auge die Nacht, tränenverklärtes Aug',
langſam,
langſam eröffnet,
der Geliebteſten gleich,
welcher Verheißung ruht, aber auch Schwermut im Blick:
dann — o Stunde der Feier,
dann erwacheſt auch du!

Schreiteſt von Abendrotgipfel zu Gipfel hinüber,
ſeligen Lichtes beſtrömt, das über Höhen ſchlief,
— längſt, ach! längſt deckt tief uns Finſternis —,
ſchreiteſt von Gipfel zu Gipfel beſeligten Gangs,
träufſt aus gerafftem Kleid die Segnung der Nacht,
träufſt unſern durſtenden Lippen Schlaf und Traum,
mitleidvoll, doch nimmer uns winkend, in Glühn.

Dir aber ſchimmert des Gipfels Schneegefild
milden Grußes entgegen,
dir auch jauchzt
zackiger Gletſcher Glanz,
dir auch hebt ſich der Mond
ſpendenden Antlitzes auf
und der Geſtirne wandelnde Pracht.
O, was iſt ſie uns mehr
denn deinem Scheitel der Kranz!

Vergebens, ach! vergebens beſchwöre ich
des Rhythmus bänd'gende Kraft, und nimmer horcht
die Seele dem Gleichklang und ſtürzt durch der Adern
Geäſte,
eilenden Laufs.

Zu lange ja auch ſog meine Seele ſchon
das Blut der deinen, und zu lange ſchon
trank meines Auges Tiefe die deine, zu lange
weint es und trank.

Nun gönne ihm, der die bittern Jahre litt,
ach! endlich gönne du ihm an deiner Bruſt
die Friedensſtunde und gönn' ihm des lieblichen Mundes
Süße und Troſt.

Denn aller Geſchicke rätſelvolles Geflecht,
des Schmerzes Segnung und den wunſchloſen Blick
zum Glanz der Unſterblichen auf, ihn lehrte dich
keiner denn er.

Und keiner denn er auch lehrte dich merken auf
der Seele fragenden Ruf und hinzuwandeln,
dem Bildnis gleich, das in deinen Träumen ſchritt,
— Erfüllung dir, uns aber die Sehnſucht ſchien!

Prometheus

Erſt will ich die Schatten aus meiner Schale tränken,
die unten im Dunkel hauſen, beſchwerten Mutes;
dann aber brech' ich gewaltig ans Licht empor
und weil' ein Kleines unter den Kindern der Menſchen.

Bis neue Nacht zu neuem Fluge reizt
und eilig ich aufwärts Stern um Sterne ſteige,
mit meinen Lippen von ihrem Feuer ſauge
und ohne Namen werde und heimatlos.

Fremd geh' ich unter den Fremden, beladnen Schritts,
und eine Sprache ſprech' ich, die keiner verſteht,
ein Licht auch trag' ich, das keiner ſehen mag,
und ſeufze nicht, und dennoch! ſeufze nicht.

Einſt war dein Blick: und wies mir den dunkeln Weg;
einſt war deine Lippe: und lehrte die Sprache mich;
einſt war deiner Seele Flamme: und zündet' das Licht.
O ſeufze nicht — mein Herz — o ſeufze nicht.

Nun aber wank' ich in Irrnis, wie lange ſchon!
die Sprache, die du gelehrt, ihr lauſchteſt du kaum!
das Licht, das du entflammt, dir leuchtet es kaum!
ich aber ſeufze nicht, ich ſeufze nicht.

Beim ſtummen Gange durch die finſtern Bäume,
und wo nicht Laub und Aſt zu flüſtern wagen,
da werd' ich ſtille ſtehn, in Gruß mich neigen,
o Tröſterin, o Abendeinſamkeit.

Und bei dem Weiher voll erloſchnem Glanze,
der eine Träne auf des Abends Wange,
da werd' ich ſtille ſtehn, in Gruß mich neigen,
o Tröſterin, o Abendeinſamkeit.

Und bei dem blaſſen Himmel, der in Lichtern
die Sonne träumt, die lange ſterben mußte,
da werd' ich ſtille ſtehn, in Gruß mich neigen,
o Tröſterin, o Abendeinſamkeit.

1904

Am Fluſſe

Trauernd ſtehſt du an des Fluſſes Rande,
trauernd führt mein Weg am andern Ufer:
keiner weiß, ob ihn der andre riefe;
allzu heftig rauſchen die Gewäſſer.

Wollen wir ein Boot vom Strande ketten,
du vom rechten, ich vom linken Strande?
Wollen wir dann in des Stromes Mitte
leichten Ruderſchlages uns begrüßen?

Wollen wir die Waſſer abwärts gleiten,
Boot an Boot, und nur gelinde lächelnd,
bis das Meer in großem Glanz ſich auftut
und wir ſtehn und beide weinen müſſen?

Am nächtlichen Quell

Schleich' nicht ſo langſam, langſam, du trüber Quell,
und laß nicht immer die Stimmen aus dir klagen,
Stimmen zur Nacht, von denen keiner weiß,
ob eine Seele klagt

oder nur Wellen ſolches Geſchluchz anheben,
daß uns allen, die wir am Ufer daſtehn,
Trank zu Mitternacht ſchöpfen wollen, bangt,
ach, wie ſehr bangt

und ſich keiner getraut zu ſchöpfen, und jeder
nur ſo davongeht — ach! — und ſich ſchämt und ſtill iſt
und das Herbſtlaub von ſeinen Tritten kniſtert,
kniſtert und ſtäubt.

Zu den Vergißmeinnicht

Wir Hüllenloſen ſchweben gleich der Flamme,
wir ſteigen auf und ſchweben und verſchweben,
wir werden aber beide wiederkommen
zu jener Zeit, da es geſchrieben ſteht.

Die Blume:
Siehe, o lächelnde Freundin, in uns das Wunder vollendet.
Siehe: eins wurde zu zwei, Leben erfaßte ſich ſelbſt.
Siehe: Vergänglichkeit und Ewigkeit knüpften zu eins wir,
Wille wurde Geſchick! zart in die Blüte gebannt.
Ewigkeit trägt unſer Name, Vergänglichkeit trägt unſer Daſein.
Welches bedeutſamer ſei? Einer nur weiß es, nicht du!
Aber du liebſt uns, und ſo liebſt du die eigene Seele,
liebſt du den Freund auch, in dem Seele um Seele ſich flicht.

Die trauernde Stimme:

O was nützt deine Weisheit? Nur Flügel mir wünscht sie,
nur Flügel!
Schwer an die Erde gebannt, fühl' ich mein innerstes Ich,
fühle mich dennoch gehoben, und schattengleich schwebend
in Wolken
unter den Winden dahin, regellos nur und ein Spiel,
fasse mich nimmer und kenne mich nicht und weiß nicht
mich selber,
und es rauscht mir im Blut: Weisheit, wie bist du so müd!

Die Troststimme:

Flügel erwünschest du dir? Du hast sie! Beginne zu fliegen!
Hebe dich! Wiege! Du kannst, hast du nur einmal
gewollt!
Siehe den Regenbogen, des perlenden Wassers Gefälle:
sicherster Weg sind sie dir, Brücke dem gleitenden Fuß!
Siehe die Wolke: — dein Schiff! Den Äther dort sieh:
deine Wohnung!
Wage nur, schwebe und heb' aufwärts den ringenden Fuß!

Die trauernde Stimme:

Blüten und perlendes Wasser, was sind sie mir: Dämme,
o Träume!
Längst schon trau' ich nicht mehr dir, o du Stimme, die lockt!
Längst schon starb mir im Dämmer das Wissen der tieferen
Dinge.
O, es gab eine Zeit — — — aber die Träume sind Tod!

Die Troſtſtimme:

Kreis ſtets gleitet in ſich, es kündet ſich Seele zu Seele;
weil du die Sehnſucht haſt, haſt du nicht, was du erſehnt.
Aber du biſt, was du ſehnſt, du biſt deine eigene Sehnſucht;
weil du nicht weißt, biſt du wiſſend und allen erwählt.

Wirf ab, wirf ab das Kleid der ſchlimmen Tage.
Und was vergangen, laß vergangen ſein.
Was ſind uns Schatten! Eile her zu mir!
O eile nur! Ich harre deiner längſt,
und draußen harr ich, wo der Frühling iſt,
wo Sonne ſteigt, und Saft in Blüte quillt.
In ſolchem Lichte, Hand in Händen wandelnd,
was könnten wir einander nicht verzeihn?

Zwiegeſang

Jetzt nenne mich die Hülle,
jetzt nenne mich den Schein;
doch bald werd' ich die Fülle
und die Erfüllung ſein.

Wir ſind noch nicht erleſen,
das Tor fiel uns noch zu,
wir ſind noch nicht ein Weſen,
wir ſind noch ich und du.

Es ſchläft uns noch der Wille
zu tief in unſerm Blut,
wir ſind zu arm und ſtille,
wir ſind noch gar nicht gut.

Die Seelen von Kriſtalle
auftrinkt das Morgenrot;
und ich und du und alle,
wir ſind ſchon lange tot.

Und ſind ſchon neugeboren
und ſaugen mildes Licht;
wir haben uns verloren
und doch verlaſſen nicht.

Wir jauchzen immer lieber
und inniger des Scheins:
da ſprang der Blick herüber,
und ich und du ward eins.

Von allem Glanz umklungen,
ward uns der Leib zu ſchwer,
wir ſind nur noch umſchlungen,
wir ſind nichts andres mehr.

Jetzt nenne mich die Hülle,
jetzt nenne mich den Schein;
doch bald werd' ich die Fülle
und die Erfüllung ſein.

Abendſtunde

Es weht dein ferner Atem
mich ſachte kühlend an.
Ganz tief lieg' ich verwoben
in dieſer Stunde Bann.

Und alles unſer Wiſſen
zerrinnt in Abendglut,
von allen unſern Worten
bleibt eins nur: ſei mir gut!

Ach, unter ſtillen Sternen
geh' ich zu ſchlafen ein,
heb' noch einmal die Wimper
voll Ruh' und denke dein.

Von unten ſteigen Laute
verworren mir zu Sinn:
Gott möge dich behüten,
bis ich dein Hüter bin.

So nimm denn meine Seele,
ſo nimm denn meine Hand;
führ' mich, geliebtes Leben,
wie du zu Recht erkannt.

Und träuſt aus deinem Auge
auch Gnade oder Pein:
am Ende werd' ich dennoch
nur ſchön und ſelig ſein.

Der Denker

Was ſich in Zeiten je begeben,
hab' ich vor aller Zeit gewußt:
es ſpringt der Quell von allem Leben
geheimnisvoll aus meiner Bruſt.

Und als ich in der Schrift geleſen,
erlas ich nur, was ich ſchon bin;
in Finſternis ſind alle Weſen,
doch ich das Licht und ich der Sinn.

Nächtlicher Gang

Finſtre Stämme wollen drohen;
doch ich ſchreite ſonder Bangen,
fern den Trüben, fern den Frohen,
ohne Stille noch Verlangen.

Gleiche Sterne ſeh' ich blinken
dieſe Nacht wie alle Nächte.
Und ein Steigen iſt und Sinken
in dem Spiel geheimer Mächte.

Ahnt mir denn von ſchlimmen Dingen?
Jeder Tritt weckt neues Schallen.
Wird der Morgen ſich entringen,
ſoll auch meine Wimper fallen.

Von Sternen glitt ein ſtummer Funke
und ſank in warme Erdennacht;
ihn griff das Spiel der lauen Winde
und wog ihn ſacht und trug ihn ſacht.

Ich fing ihn mit den ſtillſten Händen:
er war nur Glut, doch Flamme nicht.
So hob ich ihn auf deinen Scheitel,
da ragſt du nun und ſtrahlſt — ein Licht!

Heut' Nacht muß es von allen Sternen rieſeln,
an blaſſen Fäden muß es niedergleiten,
und alle Bäume ſchütteln ſchweren Tau ab.

Am finſtern Himmel blinkt noch eine Seele,
ein falſches Licht, verſtohlen wie ein Vogel,
und ſchwimmt ins Leere ab und iſt verdorben.

Und da: ein kalter Wind hat mich getroffen;
ſei auf der Hut, ſieh' dich nicht um, o Seele,
da ſteht der Tod und probt die langen Finger.

Meine Finger krümme ich zum Spiele;
aber deine Saiten ſind ein Mißton;
aber dein Gehäuſe iſt zerborſten,
arme Laute!

Brennend ein Zündholz führ' ich nah' zum Dochte;
doch das Öl verzehrten andre Nächte,
und der Docht iſt nur wie Ruß und Kohle,
arme Lampe!

Vor dem Fenſter hocken plumpe Fratzen,
glotzen mit der Stirne durch die Scheiben,
kratzen mit den Nägeln an dem Glaſe,
arme Seele!

Lieder

(1902—1903)

Es goß mein volles Leben
ſich ſelig vor dir aus,
in Arme magſt du's heben
und tragen in dein Haus.

All Leid und alles Wiſſen
ihm abgeworfen ſind,
es harret deiner Winke,
es iſt nur wie ein Kind.

Es will dich ganz umſchlingen,
tauchen ins Auge dein
und trunken bei dir ſingen:
„Wir werden Eines ſein."

Wenn alle Wälder ſchlafen
kühl an des Dunkels Bruſt,
zu Bergesſteigen wacker
du dich bereiten mußt.

Wo der Geſtirne Frieden
dir bleich zu Häupten quillt,
von Welten dämmernd winken
ſehnſüchtig Bild um Bild.

Das ſchwankt und hält die Schale
mit ruhigem Geſicht,
ſchwebt ab zu fernem Mahle
und achtet deiner nicht.

Bis daß der Morgen komme
und ſteigt den Berg hinan;
er hat den roten Mantel
helllachend umgetan.

Er geht als wie zu Klängen
in einem Feſtesſaal,
er trägt in ſeinen Händen
den goldenen Pokal,

Verſtrömet aus dem Pokale
ſein eigen Herzensblut,
führt an der Hand die Schweſter,
und dann iſt alles gut.

Wir gehen erſt im Tale
den grünen Buſch entlang
in einem lauten Schwarme,
mit Kränzen und Geſang.

Und naht es gen den Abend,
dann ſind wir längſt zu zwein;
die andern tanzen hinten
um wilden Fackelſchein.

Und kommen wir zu Berge,
mühſelig Stück um Stück,
dann muß auch ich dich laſſen
und wandele zurück.

Und ſchluchzſt du einſam oben,
ganz ohne Ziel und Bahn,
dann mußt du eben fliegen
ſehr ſteilen Weg hinan

Bis dorten, wo die Quelle
des Lebens ſchimmernd rinnt,
da wirſt du einen finden,
der lächelt wohlgeſinnt.

Er löſt dir von der Stirne
mit ſanftem Kuß die Pein,
legt dir aufs Herz die Hände,
du ſchlummerſt ſachte ein.

Die Nacht winkt vor dem Fenſter,
der Mond ſchwimmt ſeine Bahn
auf meiner Seele Fluten
gemeſſen, wie ein Schwan.

Der Schnee ſchläft auf den Dächern,
darüber ſchläft ein Schein.
Zwölf Glockentöne kommen
wie Gäſte mir herein.

In mir nun ſind die Glocken
und tiefe Mondesglut;
ich werde weinen müſſen,
doch das iſt immer gut.

Ich bin nicht mehr hier drinnen,
ich hab' mich aufgemacht,
ich trage dunkle Schwingen,
ich gleite durch die Nacht.

Ich werde wachſen, ſchwellen,
ſchon iſt mir nichts mehr fern,
die Sterne ſind mir Brüder,
ich ſelber bin ein Stern.

Auf Rieſenflügeln brauſend,
nun aller Welten Geiſt,
einſchlürf' ich Nacht und Räume,
von Stern und Stern umkreiſt.

Wir ſind am Bach geſtanden,
verſchlungen Hand in Hand,
mit unſern ſtillen Augen
dem Fluſſe zugewandt.

Da kamen weiße Kinder
in einem milden Schein;
ſie trugen ſchöne Kränze
und drehen ſich im Reihn.

Sie locken und ſie winken,
ſie flüſtern tief und viel,
da waren wir nur Kinder
und waren mit im Spiel.

Wir drehen uns und ſingen
erſt eine gute Zeit;
dann fliegen wir ſelbander
hinauf zur Ewigkeit.

Ich habe meine Augen
gen Oſten aufgetan,
da ſah ich einen frohen,
ſehr hellen Wieſenplan.

Drauf gingen gar ſo viele
den ſchnellen Bach entlang;
ſie eilen ſich und drängen
um einen kargen Trank.

Sie kommen und ſie gehen,
ſie ſind ein langer Zug,
die Seelen ſind ſo durſtig,
ſie ſchlürfen nie genug.

Sie haben Eine Miene
und Eines Trittes Spur,
ſie ſind nur alle Eines
und wie ein Nebel nur.

Die Wolken ſchwerer ſinken,
das Waſſer tropft und ſchweigt,
bis Heſperus, der milde,
gelaſſen aufwärts ſteigt.

Ihm werde ich vertrauen;
denn Heſperus biſt du!
gen Weſten tröſtlich ſchauen; —
die Augen fallen zu.

Undine:

Im Quelle tief geboren,
ein Kind aus fremder Welt,
mit den kriſtallnen Augen
bin ich euch zugeſellt.

Ich habe keine Seele,
ich bin von Tränen leer,
ich gehe nur ſo immer
und immer nebenher.

Es ſind mir die Gewänder
noch immer ſchwer und naß,
es tropft mir gar vom Kranze,
ich bin noch immer blaß.

Ich will euch allen dienen
um Waſſer, nicht um Wein;
ihr denkt, es ſeien Schmerzen; —
es werden Wonnen ſein.

Die zarte Haut wird ſpringen,
die Glieder welken hin;
und niemand wird es wiſſen,
wie ſchlimm und kühl ich bin.

Troubadour:

Du meine Laute, ſchlage,
kling' auf in Abendglut!
Wie über ihrer Wange
ein ſolches Schimmern ruht!

Du meine Laute, ſchlage,
kling' auf! — die Nachtluft geht.
O Königin der Frauen,
dir Leben und Gebet!

Du meine Laute, ſchlage!
Kling' auf! — der Schlummer ſteigt.
O Seele meiner Seele,
bleib' huldvoll und geneigt!

Am dunkeln Tore wart' ich,
hier, wo man keinen kennt;
denn bald ſteigt meine Mutter
herab vom Firmament.

Auf tut ſich eine Pforte,
dahinter brennt ein Land;
ſie ſinkt mit Winken nieder
und nimmt mich an die Hand.

Und kommt der Wind vom Berge
und macht die Brunnen reg',
dann geh' ich mit der Mutter
den ſchönſten, kühlen Weg.

Sie weiſt mir viele Dinge,
ſie ſpricht gelind und klug,
ſie ſchenkt mir eine Blume,
die ſie am Gürtel trug.

Sie ſtreichelt mir die Wange
und lächelt meiner Glut;
ich kann mich nur anſchmiegen,
wie es ein Kindlein tut.

Sie küßt mich auf die Stirne,
die troſtesmilde Frau;
ach, ſie zerrinnt — ein Nebel —
ins erſte Tagesgrau.

Ich aber wandle heimwärts
und ſing', als weilt' ich hier;
und alle, alle Menſchen,
ſie wiſſen nichts von mir!

Ich habe, lieben Brüder,
ein gutes Haus bewohnt,
darinnen Lichter ſpielen,
darüber ſtand der Mond.

Und vorne ſprang ein Bronnen
als wie ein dünner Hauch;
und jeden lieben Abend,
da kam die Schweſter auch.

Sie kam gelind geſchritten,
nur wie ein Ton und Klang;
ſie lehnt' an Brunnens Rande,
ſie hob den Nachtgeſang.

Sie lockt' aus meiner Kammer,
ſie lockt' mich in die Nacht;
ich habe bei der Schweſter
ein Stündlein zugebracht.

Die Schweſter ſang am Brunnen,
ich habe nichts begehrt;
ich bin nach einem Stündlein
ins Haus zurückgekehrt.

Darinnen Lichter ſpielen,
darüber ſtand der Mond:
ſo hab' ich, lieben Brüder,
ein gutes Haus bewohnt.

Es rinnen rote Quellen
um mein geſegnet Haus;
es tränkt ein ſchwarzer Reiter
ſein ſchwarzes Roß daraus.

Er lehnt ſchon hundert Jahre
vor meinem runden Tor;
die Zeit wird ihm nicht lange,
ich komme nie hervor.

Es braucht nur dreien Schritte,
ſo kann ich bei ihm ſtehn,
ſo kann ich mit ihm reiten,
wie meine Wünſche gehn.

Das iſt ſo ſchön zu wiſſen!
Ich ſag' es tauſendmal:
„Es wartet einer draußen!"
und bleibe doch im Saal.

Der Reiter ſchläft im Schatten,
ſein Panzerhemd blinkt gut;
dem Rappen iſt ſehr ſchläfrig,
mir iſt ſehr froh zu Mut!

Sie lärmen auf dem Markte,
ans Fenſter tret' ich hin.
Es kam ein Schiff zum Hafen?
Woher denn? und wohin?

Und trägt es rote Segel?
„Die Maſten ragen ſteil!"
Kaufleute ſind es? Reiche?
Sie halten Waren feil.

Sie ſpenden Gold und Steine
und achten deſſen nicht;
ſie regen keine Miene
in ihrem Angeſicht.

Sie gehn bei Ave-Läuten
gemeſſen einen Gang
in ihren Schleppenkleidern
die fremden Gaſſen lang.

Sie kreuzen ihre Arme
in Einer langen Spur,
das Volk weicht aus den Wegen
lautlos und bückt ſich nur.

Sie werden morgen abend
zu Schiffe wieder ſein;
dann iſt es nie geweſen,
am beſten ſchläft man ein.

Doch freu' ich mich ein wenig;
bald ſcheint es traumesgleich.
„Sie brachten Perlen . . .“ denkt man
„ſie waren ernſt und reich . . .“

Wir ſind ganz traumbefangen,
wir ſind aus anderm Land,
wir halten eine Wage
in unſrer rechten Hand.

Wir ſind ſehr ſtillen Mutes,
die Schalen ſchweben gleich.
Das heißt: es rinnt vorüber,
macht uns nicht arm noch reich.

Wir ſpähen ſcharf und forſchen,
wir wanken nicht vom Ort;
darunter rinnen Jahre
und rinnt das Leben fort.

Doch wird die Schale ſinken
in einer hellen Nacht,
dann kam der Traum ins Träumen,
dann ſind wir aufgewacht.

Es rüttelt mich vom Lager
zu tiefer Mitternacht.
„Erwache!“ ruft die Stimme,
ſie hatte ſtarke Macht.

Es lag auf allen Dingen
der Nacht ein fremder Bann;
es hob geheimes Weben
von allen Dingen an.

Und tauſend Fäden rannen
und ſchoſſen ſich ins Netz
und ſpannen arges Wirrſal
und dennoch ein Geſetz.

Und tauſend Netze blinken,
und alles ſchwillt vereint
zu ahnungsvollem Winken,
und alles allem feind.

Ich aber bin geruhig
und ſtark wie das Geſchick;
ich prüfe das Geſpinſte
mit unverworrnem Blick.

Mit wohlgeführtem Griffel
nachzieh' ich Zug um Zug
den lügenvollen Schatten,
den Schemen voller Trug.

Je wirrer ſchwankt im Bilde
der Zeichen Reigentanz,
je ſtiller das Getriebe.
Bald, weiß ich, ſtockt es ganz.

Dann trage ich die letzte
der ſchwanken Linien ein
und werde Fürſt der Zeiten
und Herr der Geiſter ſein.

Gesänge

(1902—1903)

Wir von der unſichtbaren Kirche haben
nicht Not, die lauten Namen uns zu nennen,
Geſchicke uns zu künden vieles redend,
— und iſt Geſchick denn, was ſich künden läßt? —
Ein Wink der Augen nur, ein Zug der Lippen,
er hat die Kraft und wölbt den ſchlanken Bogen
geſchmeidig — feſt vom Menſchen hin zum Menſchen,
welchen die Seelen zage erſt betreten,
doch lächelnd und dann immer ſchneller ſchreiten
und eilen dann und ſtürzen immer ſchneller,
um auf des Bogens höchſtgewölbter Mitte
in Armen ſich zu finden, ſelig ſtumm.

Das Glück iſt dieſes: Beieinander ruhen,
ſchweigſam als wie gebettet in den Abend,
und Horchen iſt es auf den einen Ton,
den meine Seele nächtlich deiner ſingt.

Wie ſich der Gaſt vor ſeinem Wirte ſchmückt,
der Wirt mit Kränzen die Gemächer ziert,
ſo legt das Heute — karger Gaſt — für uns
der Seligkeiten roten Mantel um,
wir wollen ihm mit Kränzen grüßend nah'n,
es traulich leiten ins Gemach der Seele,
uns ſeiner milden Sprache zu erfreu'n,

und dem Geſchicke kindiſch nimmer zürnen,
das uns zu frühem, ſtillem Abſchied drängt,
das heft'ger Liebe, welche zu gewaltſam
Geliebtes an ſich reißt, mit weiſem Finger wehrt.

.. und keine Brücke iſt von Menſch zu Menſch ..

Du gabſt mir deine Hand, da fühl' ich dich,
und nichts mehr fühl' ich als den Druck der Hand.

Denn nur ein Hauch ſind deine Worte mir,
ein toter Hauch, und meine Worte dir;
und deine Arme, die du um mich ſchlangeſt,
ſie ſpür' ich fern, und deines Lebens Strom,
der pocht und pocht, verrinnt mir unerkannt,
und keine Brücke iſt von Menſch zu Menſch.

So kam es, daß ich keinen Schlummer fand
und dir ein Schreiben ſandte dieſe Nacht:

Am Abend trat ich unter meine Freunde
mit einer heißen Seele voller Warten
und ſagte nichts und wartete auf ſie,
auf jenes Wort, das meine Seele löſte,
das meine Tränen löſte, jenes Wort,
und dachte: ſeht doch, meine arme Seele,
ſie bebt und wartet! aber niemand ſah,
und alſo ſprachen ſie von andern Dingen.

So kam es, daß ich keinen Schlummer fand
und dir ein Schreiben ſandte dieſe Nacht.

Die Briefe las ich deiner zarten Hand,
die kühl und ſchweigend meiner Seele wehrten;
und als ich dachte: Antwort ſeien jene
— ſchon Jahre ſind es, doch ich mußt' es denken —
auf eine Frage, die mir teuer war,

da wurde mir nicht gut in meinem Herzen,
und Bitterniſſe ſtiegen viele auf,
und langſam ſank die trübe Stirne mir
— o ſchweige, meine Seele, ſchweige doch —
ſchon Jahre ſind es — langſam ſank ſie nieder.

Verzagend haſt du mir die Hand gerührt
und ſpürteſt ſchauernd meines Fingers Kühle
und bogſt dich ſchauernd meinen Lippen fort
und ſchieneſt dir ſo leid- und ſchmerzenreich
und gingeſt tränenvoll an mir vorbei.

Ich aber habe keine Tränen mehr,
ich höre deine Seele weiter ſtrömen
gleich einem Bach im Dunkel hinter uns,
— lang bin ich ihm begegnet, lang vorbei —
er ſeufzt den Traum von geſtern immer noch.

Doch unten geh'n wie Boote meine Tage,
darinnen ſtumm das kühle Leben ſitzt,
ich ſpähe nur und winke nur und rufe,
mein Leben achtet meiner Rufe nicht.
Mein eigen Leben gleitet ſtumm vorbei.

Ein ſchweres Dunkel ſank herab, o Schweſter,
auf allen Wegen liegen große Schatten,
ſo gib mir deine Hand doch, liebe Schweſter,
ich ſehe keine Wege in den Schatten.

O reiche mir die Hand: ich werde finden,
im ganzen Dunkel find' ich deine Hände,
weil deine frommen Hände immer leuchten,
ſie leuchten wie ein weißes Licht, o Schweſter.

So gib mir deine Hand doch, wo ich rufe,
mir iſt nicht froh im Herzen, liebe Schweſter.
Mein ganzes Herz iſt mir nicht froh, o Schweſter,
du redeſt nicht? und biſt du denn gegangen?
du biſt doch nicht gegangen, liebe Schweſter?

.. die Stunde, da ich dich zuerſt erſah ..

O daß ich fände dich in ſolcher Nacht,
dich Müde, unter Wipfeln Wandelnde!

Wie ſtützt' ich gerne deinen ſchweren Gang,
wie höb' ich gerne dich an Bruſt und Arm,
wie trüg' ich gerne dich in Haus und Dach,
daß du geborgen froh im Sturme ſeiſt!

O daß ich fände dich in ſolcher Nacht,
dich Hehre, unter Sternen Wandelnde!

Wie ſänk' ich gerne an des Weges Rand,
wie preßt' ich gerne in den Staub die Stirn,
wie ſtrömt' ich gerne Blut und Leben aus
vor dir in Dunkel hin in Sand und Nacht!

Was ſoll der armen Seele weiter frommen?
Sie beugt ihr Haupt und leidet nur den Sturm.
Um dich, was litte ſie nicht ſtill und gerne!

Und will der letzte Tropfen Blutes rinnen
der Seele der am Wege Sterbenden,
noch einmal hebe dann die ſchwere Wimper
entſchleiernd, deines Strahlenauges Wonne
herabzutauen auf die Scheidende.

Und nur ein Jauchzen ſoll ihr Sterben ſein,
ein Gutenacht vor träumevollem Schlaf,
und lächelnd ſchläft ſie, wie ein ſel'ges Kind.

Die Stunde, da ich dich zuerſt erſah,
mein Bruder, höre, ſolches war die Stunde:

Ich ſahe dich, und alle Menge wogte,
du ragteſt über, und du ſaheſt nicht.
Ich ſahe dich, du ſchritteſt ohne Pfade
und ſchritteſt ſicher, und du ſaheſt nicht.
Ich ſahe dich, und deine Blicke ſchimmern
von andern Sonnen, und du ſaheſt nicht.
Ich ſahe dich, und deine Lippen bebten
von andern Lauten, und du ſaheſt nicht.
Ich ſahe dich und ſah in jener Stunde:
du biſt der fremde, und der einſam iſt.
Ich ſahe dich und ſah in jener Stunde
zu Häupten deinen Kranz und liebte dich!

Da ich des Abends meine Wege ſchreite
ſo friedenvoll und ſelig deines Bildes,
kam mir ein Lied der hohen Liebe alſo:

Dein Leib ſei heilig, heilig deine Seele.
Auf deinen Lippen nimmer meine Lippen,
nur deinen Händen neig' ich meine Lippen.

Dein Leib ſei heilig, heilig deine Seele.
In deinen Armen nimmer meine Arme,
nur deine Hände kühlen meine Stirne.

Dein Leib ſei heilig, heilig deine Seele.
Nicht deinem Schoße wird es ſich erbringen,
in Leuchten nur gebar es meine Stirne.

Dein Leib ſei heilig, heilig deine Seele.
Die andern hebt der Strom und trägt und ſchlingt,
wir aber ragen voller großer Ruhe
— zwei Klippen — einſam gegen allen Strom.

Du ſtandeſt vor der großen roten Sonne
— ein ſchwarzes Bildnis auf dem Flammengrunde —
und hatteſt deine beiden Arme offen,
gleichwie gekreuzigt in der roten Sonne;
und als ich aus des Waldes Wipfeln trat
an Weges Ende, und du ſaheſt mich,
da ſtieg ein Leuchten auf in deinen Zügen,
und Lächeln wob um deine ſel'gen Lippen
und bliebeſt in Verklärung regungslos
und ohne Gruß zu mir:
Ich aber weiß,
noch ſteheſt du und harrſt und leuchteſt nur
bald aber wirſt du mir entgegenkommen,
die Arme offen vor der großen Sonne,
langſam und lieblich wie ein ſchwebend Bild.

Ein Weg, den ich nicht ſuchte, führt zu dir ....

Ich habe meinen Willen über dir
und lenke deine Seele nach Gefallen
gleich einem Boot, daß es die Riffe meide,
wortlos und ohne eines Blickes Macht.

Und leide ich, so sei auch du in Schmerzen,
und jauchze ich, so jauchze du mit mir,
und flieht der Schlaf mich, wache du die Nächte,
und ward mir Müdigkeit, so schlummre du.

So sangen sie, da sie in Leuchten standen,
und jedes Seele klang: „Wie fühl' ich dich!"

Was uns verbindet, waltet über uns,
und gleich den Blinden tasten wir die Wege.

Ein Weg, den ich nicht suchte, führt zu dir,
der in mir brannte, den mir keiner wies.
Ich ging und frag' und stehe so vor dir:
„Hier bin ich, Schwester, riefest du mich nicht?"

Du bliebest stumm: wir fühlten nur das Wunder!

Bilder

(1902—1903)

Dort ſtand ſie vor mir, und in langem Schwunge,
ſank ein Gewand zu Boden und das andre,
bis daß ſie hüllenlos und ſchimmernd war;
dann hob ſie langſam ihren nackten Fuß
und bog die Hüften, welche ſchimmerten,
und all das Haar umfloß ſie voller Glanz,
und ſchneller wiegte ſie den weißen Leib,
und ihre dunkeln Augen glühten ſehr,
und all das Haar umflatterte ſie wilder,
umflatterte den Leib, der wiegt und wiegt,
und ſchriller klang die Flöte und die Zimbel.

Dann ſank ihr Mut, und ihre Schritte ſtockten,
und langſam wiegte ſie und zitterte,
und als ihr Auge voller Tränen ſtand,
nahm ſie vom Boden die Gewande auf,
verhüllte ſich und ließ mich ohne Worte.

Ich aber dachte: „Deine Seele tanzt!“

Zu meinen Füßen ſpielt ein kühler See,
ſehr ſtill und tief, wo bunte Fiſche ſpringen,
und ſanfte Berge grün umkränzen ihn,
die voller Ruhe ſind und dunkelm Walde.

Und wenn ein Wind kommt, ſchwanken alle Blätter,
und wenn ein Wind kommt, blitzen viel mehr Lichter,
und wenn ein Wind kommt, geht ein feines Klingen
von ſtillen Kirchen ferne über See,
von einem, der im Kahn ſingt über See,
wer weiß es? niemand kann das alles wiſſen!

Es ſteigt ein Licht: da ſchimmert alle Luft!
und alle Berge ſtehen hoch in Glanz
und werden bald in Schimmer ganz ertrinken,
und jetzt iſt Mittag: dann wird Abend ſein.

O höbe ſich aus dieſem kühlen See
aus Dunſt und Silber wunderbar verwoben
und wie ein Schleier zart ein liebes Bild
und rührt' mit Fingern ſchillernd mir die Stirne,
aufſeufzend dann zerginge meine Seele
gleich einem dünnen Rauch in Mittagsglanz.

Längſt am Geſtade ſtarb der Ruder Ton.
Mein iſt der letzte Kahn im roten See.

Mit ſchwerem Mantel aufrecht angetan,
in Kahnes Mitte rag' ich über See.

Ich ſchlage manchen kühnen Harfenſchlag,
ich, Sänger, ſtandhaft über roten See

zu Gruße dir, o ferne Königin,
in Mondesmilde dämmernd über See,

die du mir rauſchſt aus ſchwarzer Wälder Chor,
aus ferner Küſten Gold und Nebelſee,

bis Nacht, die Alte, von den Bergen ſteigt,
mit ſchweren Händen taſtend über See,

mit Rufen ſeltſam meinen Sinn verſtört,
bangher vom Ufer, ſeufzend über See.

Frühling:

Bald ſchreiten Mädchen auf den hellen Wegen,
und in dem Schreiten ſchläft ein ſüßer Tanz,
und wie ein Träumender vor Morgengrauen,
ſo rührt er ſich und will ſo bald erwachen,
und ihre weißen Kleider wiegen ſchon,
und klingend ſteigt ein zierliches Gelächter

und ſchlingt mit leiſen Lüften Ringelreihen,
und Kähne gleiten auf dem bunten Fluſſe,
und alle Ruder tauchen ſchlank und luſtig,
und Tropfen ſprühen ab und glüh'n wie Lichter,
und Flammen laufen über alle Waſſer.

Und langſam hebt den Flug ein klarer Schwan,
zu baden ſeine Bruſt im Glanz der Bläue,
er breitet Schwingen, einer Ruhe gleich,
und hebt den Flug und ſchwimmt und glüht und ſchwindet
in goldne Stille auf: und alle Menſchen
ſind licht und ſchön wie Kinder, welche ſpielen.

Beatrix ſpricht:

Und weißt du, Liebſter, manchmal dacht' ich heute
und dachte, wenn wir Kinder beide wären
und dann auf eine ſchöne Wieſe gingen,
ſo gar nicht groß und voller Lieblichkeit,
und wenn wir Blumen pflücken dann und Halme,
die höher ſind als wir und vieles ſchlanker,
und du mir dann die ſchönen Blumen nähmeſt
und lachend liefſt mit allen meinen Blumen
— ein böſer Bube und ein kleines Mädchen —
und ich, ich ſäße da und weinte ſehr,
verlaſſen auf der weiten, weiten Wieſe
um dieſe ganze, große, ſchlechte Welt:

Das wäre wunderſchön, o Liebſter, nicht?

Und weißt du, Liebſter, manches dacht' ich heute
und dachte, wenn wir alte Leute wären
und dann vor unſerm kleinen Hauſe ſäßen,
ſo auf der lieben Bank am Feierabend,
und da die Menſchen ab und zu ſpazieren
am Feierabend in der trauten Straße
— wir kennen alle längſt und alle uns —
und grüßen dann und einer ſtehen bleibt,
ein Alterchen, und nickt und ſpricht und nickt:
„Vor dreißig Jahren, ja, das waren Zeiten —"
und wir dann nicken und die Köpfe ſchütteln:

„Ja, ja, Herr Nachbar, wie die Zeit vergeht!“
und viele Kinder ſpielen laut um uns:

Das wäre wunderſchön, o Liebſter, nicht?

Und weißt du, Liebſter, manches dacht' ich heute
und dachte ganz zuletzt ein Törichtes,
und ich getrau' es kaum zu ſagen, Liebſter,
ſo töricht dacht' ich; weißt du, was ich dachte?
„Wir wollen alle beide nimmer ſterben!“

Das wäre wunderſchön, o Liebſter, nicht?

.. ich hörte deine ſtumme Seele ſingen ..

Der Sänger:

Ich habe nun in einer ſchlimmen Stunde
den Freund verloren, was ſehr bitter iſt,
und was den Menſchen alſo bitter dünkt,
daß ſie die Köpfe ſchütteln ohne Glauben;
ich habe — — auch verloren
und bin geächtet und in Einſamkeit,
und dennoch harreſt du?

Beatrix: Ich harre aus!

Der Sänger:

Und wolle eines noch bedenken, Schweſter,
ſie lieben dich und ſagen „Königin"
und beugen ihre Seele deiner Seele
und lachen auch und ſind in Glanz und Schöne,
und du ſo jung und ſehnend nach dem Lachen;
ich aber werde ſchwere Wege gehen,
und dennoch harreſt du?

Beatrix: Ich harre aus!

Beatrix:

Und ſtill am Abend

Der Sänger:

Am Abend ſchreitet ſi
mit einem langen M
und angetan mit zwe
und breitet langſam ſ
zum Fluge heiligen E
und ſeufzt und ſingt:

Beatrix:

Und in den Nächten

Der Sänger:

Ein Leuchten iſt in ſi
gleichwie in einem M
auf meine Lider träu
und hob den Finger
und ragte hoch, und
will ſie bedeuten: „F

Der Sänger:

Die andern ſprachen deinem Herzen vieles,
nur meine Lippen blieben ſtumm, vergib,
vor lauter Seligkeiten, da du kameſt.

Beatrix:

Du irreſt, Bruder, und ich hörte dich!

Der Sänger:

Ich irre nicht, die Lippen blieben ſtumm,
vor lauter Seligkeiten ohne Worte.

Beatrix:

Du irreſt, Bruder, und ich hörte dich:
die Lippen nicht, ich hörte deine Seele.

Der Sänger:

Ich irre nicht, die Seele blieb verſtummt,
und keine Worte kamen von der Seele.

Beatrix:

Du irreſt, Bruder, und ich hörte dich,
ich hörte deine ſtumme Seele ſingen.

Der Sänger:

Ich habe meine Seele
gleich einem Tranke h
und meine Leiden ſtrö
und meine Wonnen le
und nur ein Strömen
und nur ein Opfer w
und du erkannteſt, alſ
und eines noch: ich ſa

Beatrix:

Ich habe meine Seel
in deine Hände gab i
du nahmeſt ſie: da w
du hegteſt ſie: und ſi
und zart und ſtolz un
und nichts als eine L
und du erkannteſt, alſ
und eines noch: ich ſ

Beide:

Für alles Leben denn

.. bis daß wir wieder zu dem Strome
tauchen ..

. . und meinem Leben ſelber leb' ich ferne . .

. . ich führe dich und will nicht mehr von dir . .

.. zu böſer Stunde der Verlorenheit ..

Die Getrennten

.. und achte nicht mehr eines Menſchen
Rede ..

„.. Leben, o du reiches Leben!“ ..

„.. Ich kenn' ein Land, Beatrix .."

Beide:

Im letzten Grunde hab' ich dich erkannt!

Der Sänger:

Ich rinne gleich dem Blute tief in dir
durch deine Seele und verirre mich
in dem Geäſt der Adern rätſelvoll.

Beatrix:

Gleich einem klaren Quelle biſt du mir,
ich ſchaue: aus dem kühlen Spiegel winkt
mein eigen Bild, ſo bleibſt du unerkannt.

Der Sänger:

O ſei du klar, wie ich, der klare Quell!

Beatrix:

O ſei du trübe, daß ich Grund erkenne!

Beide:

Der Seelen Heiligſte, wie gleichſt du mir!

.... zum letzten Preiſe deiner milden Tiefe...

Beatrix:

Aus meinen Armen werd' ich dich entſenden,
wo du geborgen wie bei einer Mutter,
und ſende dich in jene Welt der Schmerzen
und will in meiner übergroßen Liebe:
verzage du und kämpfe du und leide,
und dann nach Jahren klopfe wieder an
und ſprich:
„Ich habe dieſe Welt erlitten
und habe auch den Weg vollendet, Schweſter,
den deine große Liebe mir gewieſen,
und habe auch des Weges Sinn erkundet,
der war:
aus deiner Hand in deine Hand!"

Oden

(1903)

Franciscus

Dritter Akt

Szene:

Halle auf hoher, felsiger Küste; rechts vom Zuschauer Arkaden mit Ausblick auf das Meer. Tor im Hintergrunde.

Rechts ganz im Vordergrunde biegt die Halle um ein Drittel der Bühnenbreite nach links ein; dort, nach rechts davor, freier abstürzender Fels über dem Meer, darauf ein Altan.

In der Ferne unten Strand, Stadt, sehr weiter Ausblick.

Nacht.

Perſonen:

Franciscus, 35 Jahr.
Euſebius, 20 Jahr
Giovanni, 25 Jahr
Lionardo, 23 Jahr
Giachimo, 16 Jahr
} Schüler des Franciscus.

Angela Sirena, 24 Jahr, Frau des Franciscus, früher Verlobte des Giovanni.

Ein Fiſcher, Schüler.

Das fürchtet' ich, und da
und mir ins Ohr: es w
die Lüge — Kaltheit —
Ich ſchrie, damit ich ſelb
nicht gar ſo klein und ni
im Innern aber ging ein
Nun hilft nichts mehr, d
nun brach auch dieſe St
du biſt in Größe, — al
was noch zu retten iſt a
die letzte ſchwache Größe
die, unter des Verbreche
mit Flehn und Weheruf
jetzt, Meiſter, bitte ich:
Und nimm es von mir,

Franciscus: Giovanni,
nimm meinen Segen fi
Glaub' mir, du überſch
Was jetzt dir Herr ob
iſt dir ein Hauch, ein
laß eine kurze Spanne
des Geſtern Felſen iſt
und Schmerzensſchrei a
wird Melodie in der A
Der Jugend ward das
mit jedes Schmerzes
und ſo mit jedes Schn
du haſt die Jugend, la

Der König ſelbſt hat für de
der Gift ihm in den Becher
und zeigt mit dieſem Fluch,
ein Etwas ſei noch zwiſchen
Ich aber bin ſo niedrig, ob
und mein Verbrechen iſt ei
als ſchöſſe einer Pfeile kraf
die Sonne zu verwunden:
Entehrt und lächerlich, nich
Das tuſt du mir, dem ehe
das kannſt du mir, das wi

Franciscus: Du ſprachſt d
Du ſagſt, Giovanni: alles
du ſagſt, Giovanni: du h
ſo ſpracheſt du, und das i
Ich bin entehrt und bin
Nur einmal ſei's geſagt,
wenn ſich die Seele einm
Doch darum, weil du alle
woran mein Herz und m
ergriff ich jenes, was du
Mein Weib, — mein W
du nahmeſt es. — Nun
aus dem, was einzig mir
aus meiner Seele will i
die Stille, die mir letzte
Und darum hab' ich dir
O glaube mir, das war

Franciscus: Weh mir,

Laß mir das Letzte! flie
Ich könnte ſonſt dir flu
Giovanni: O ja! o fluch
Hörſt du, ich machte di
Franciscus!! ſpei' mich
Franciscus:
Giovanni: Ich hör' nic

Franciscus!! ſpei' mich
Franciscus:
Um Mitleid fleh' ich h
Giovanni: Hilfe!! — –

Vorbei! vorbei! mein
(St
(Franciscus erhe
Lionardo (im Gehen):
Wir ſind zu jung. We
Mich aber dünkt es: m
verſchwindet auch die le
Giachimo (im Gehen):
Ich habe kaum verſtan
Ging es um Tod und
(Franciscus u
Franciscus (nach einer
Und du, Euſebius?

Der Abend naht, da i
Am Ende steht die M
„Was ist gewesen?"
(Er
O Tod, o Leben! M
Einander gleich wie di
Was scheidet eins von
Du weißt es nicht? d
Eusebius: Ich schweige
Franciscus (leise ironi
Du bist noch jung...
Eusebius (überhört den

Franciscus (wieder an
Nun gut, so werd' ich
Die jungen Seelen li
der kühlen Worte reic
wie sie das Märchen
mir meine nackte Wal
mein Märchen wird s
Eusebius: Ich wünsch'
Franciscus (mit Iron
Eusebius:
Franciscus: Noch gar
mit blauem Himmel
in goldnem Wasser, f
von der Gebirge Kra
die selige Stunde seli

ein Streifen Waſſers
und hinter uns geſchlo
Ich ſah es und verſta
Euſebius (die ganze Sz
Gleich deiner Wahrhei
von ferne lockend klar
dem Nahenden vermiſ
Und wie auch meine
entgegendehnte, ihres
ihm gänzlich darbot, d
ſich anzuſaugen: denn
ſo dumpf und ſinnlos
Franciscus: O aller
Du ſchieneſt klüger mi
das lange Wachen —
Nun gut, ich bin nich
ich knüpfe dir Geſchich
recht wie die traute A
des Kindes in der S
Euſebius (ſtets lauernd
Ich höre gerne dich,
dich zu begreifen, ſehn
Franciscus (anfangs
So raunt die Amme
ſehr wichtig, voll Ge
Kam dir zu Ohr, mei
ſeltſame Dinge, Kind
ſich ihnen fern zu hal

Franciscus: Laß
Doch jetzt: es weht kein
kein Duft von jener See
am Boden wand, durch
Still ist es, wie zuvor!
Der Wind streicht so gel
Das Meer singt seinen
und dennoch kämpften zu
sie tauchten eine kurze S
aufrecht aus dieser Ding
zu stehen mannhaft gege
die teilte — eine Welle
und schloß sich hinter ih
und fließt dahin gleichm
und alles ist, als wäre
Eusebius: Mir aber sch
viel mehr, als eine Ma
so viel, daß wir ein Le
zu lernen hätten, wie m
hier diese eine, diese ein
Franciscus: Nun sagst d
Jetzt halt' ich dich, du
Erinnerst du's? die Fe
Unmöglichkeit, dann no
sie gleiten uns vorüber
Ein Nichts: die Angst,
die wir geknüpft an jer
sie alle nichts. Das i

und wenn des Lebens
ſo ſchal in Staub zergi
den Wert des ganzen
Euſebius (mühſam behe
Ich kann dich, meinen
da es nicht Worte mei
die einer, ähnlich ihm,
vor mir Verwirrtem u
denn du, der ihm ſo g
von Tönen und Gebä
gleich wie an einen T
du ſpotteſt ziellos unſe
Du biſt ein Fremder
der ſich in des Gelieb
um zu verführen, eing
und nun mit ſeiner E
Doch meinem Meiſter
ſo voller Ehrfurcht kn
und meinem Meiſter
weil es ihm klar die

(Ein Lächeln gleitet ü
bemerkt e
Was lächelſt du?
Franciscus (ironiſch)

(Stille; Euſebius in
den Kopf

Der Abend naht, da ſtutzt es und verläuft ſich.
Am Ende ſteht die Nacht da, ſeufzt und fragt:
„Was iſt geweſen?“ Keiner weiß es mehr.
(Er atmet tief.)
O Tod, o Leben! Worte! Worte! Worte!
Einander gleich wie dieſe Hand ſich ſelber.
Was ſcheidet eins vom andern? — Rede doch!
Du weißt es nicht? du ſchweigſt? das iſt genug!

Euſebius: Ich ſchweige, da ich nicht verſtand, Franciscus.

Franciscus (leiſe ironiſch):
Du biſt noch jung ...

Euſebius (überhört den Spott):
Ich habe zwanzig Jahre!

Franciscus (wieder am Tiſch):
Nun gut, ſo werd' ich dir in Märchen ſprechen.
Die jungen Seelen lieben ſtatt der nackten,
der kühlen Worte reich und fremd behängte,
wie ſie das Märchen trägt, und wenn du ſo
mir meine nackte Wahrheit nicht verſtehſt,
mein Märchen wird ſich leichter dir eröffnen.

Euſebius: Ich wünſch' es!

Franciscus (mit Ironie): Wünſchſt du?

Euſebius: Aus der vollſten Seele!

Franciscus: Noch gar nicht lang', da fuhr ich über See,
mit blauem Himmel eins und mit der Welle
in goldnem Waſſer, friedevoll umringt
von der Gebirge Kranz: ich fuhr ſo hin,
die ſelige Stunde ſeligen Mutes ſchlürfend.

ein Streifen Waſſers blitzt, und dann nichts mehr,
und hinter uns geſchloſſen ruht der See.
Ich ſah es und verſtand. Wie dünkt dich das?

Euſebius (die ganze Szene ſteigende verborgne Erregung):

Gleich deiner Wahrheit ſcheint das Märchen mir,
von ferne lockend klar wie ein Geſang,
dem Nahenden vermiſchter Töne Wirrnis.
Und wie auch meine Seele ſich dem Tönen
entgegendehnte, ihres Leibes Fläche
ihm gänzlich darbot, drein ſich zu verfangen,
ſich anzuſaugen: dennoch glitt er ab,
ſo dumpf und ſinnlos wie geworfner Stein.

Franciscus: O aller Seltſamkeiten Seltſamkeit!
Du ſchieneſt klüger mir an ſonſtigen Tagen,
das lange Wachen — ſcheint's — hat dich erſchöpft.
Nun gut, ich bin nicht karge im Erzählen,
ich knüpfe dir Geſchichte an Geſchichte,
recht wie die traute Amme vor dem Bett
des Kindes in der Schlafensſtunde hockend.

Euſebius (ſtets lauernd):

Ich höre gerne dich, o Meiſter, rede,
dich zu begreifen, ſehnt es mein Gemüt.

Franciscus (anfangs leiſe):

So raunt die Amme — beugt ſich hin zu dir,
ſehr wichtig, voll Geheimnis, raunt und ſpricht:
Kam dir zu Ohr, mein Kind, was hier geſchah,
ſeltſame Dinge, Kind —, und gut, bei Nacht
ſich ihnen fern zu halten, daß uns nicht

Ich trag' es wohl, daß unſer Glück nichts gilt
vor der Natur, der groß Verachtenden:
jedoch daß unſer Unglück nur ein Schatten,
daß wir uns ſelbſt im Innerſten entwendet,
uns ſelbſt verächtlich und zum Traum geworden,
daß unſres Lebens Tiefſtes nicht der Dauer,
der Feſtigkeit des Lufthauchs gleich zu achten;
daß unſre Scham und Angſt, an der Gefahr
entzündet, ſinnlos in das Nichts zerſtiebt,
dem Spiele der Raketen nur vergleichbar:
das trag' ich nicht und werd' ich nie ertragen.
Giovanni kam und geht nun in den Tod.
Das iſt ein Nichts: ich aber fürchtete,
es würde mich zerſchellen, mich zerbrechen.
Was fürchten! nein, ich hoffte, ſehnte es!
Denn gleiche Seligkeit ja dünkt es uns,
vom ungeheuren Sturze des Geſchicks
verſchüttet werden, wie von ſeiner Welle
zum Glanz des Äthers ſich erhoben finden.
Ich ſehnte mich, ich ſtand bereitet da,
gleich wie die Braut bereitet ſteht dem Gatten,
mich hinzugeben ihm, dem Hochgeſchick.
Nun iſt es höhniſch mir vorbeigegangen,
und meiner Seele bräutlich harrende Pracht,
ſie ſank verſchmäht in Scham und Nichts zuſammen,
entehrt: weil ihr das Letzte ward entlockt,
weil nackt ſie ſtand vor jenem Augenblicke,
der Größtes ihr verſprach, und ſtumm vorbeiſchlich;

um dann zu kommen, wenn die andern gehen,
um dann zu jauchzen, wenn die andern weinen,
um dann zu hoffen, wenn Verzweiflung gilt.
Und klopfte jetzt der Tod an dieſe Pforte
und träte ein: um meines Freundes Leben,
ich jubelte mit ihm darum zu ringen.

(Es klopft.)

Franciscus (ſchreckt zuſammen):
Hörſt du? es klopft! der Tod will uns herein!

(Euſebius geht zur Tür.)

Vierter Auftritt

Stimme von draußen:
He, Botſchaft, he!
Euſebius: Wer dort!
Die Stimme: He, Botſchaft, he!
Euſebius: Warum ſo ſpät zur Nacht!
Die Stimme: Geſchwätz! Macht auf!
Weil früher kommend Bote man geweſen
von Dingen, die noch nicht geſchehn. Macht auf!
Euſebius: Der Riegel muß erſt weichen!

(Er öffnet, ein rieſiger Fiſcher tritt herein.)

Der Fiſcher: Guten Abend!
Euſebius: Was ſeid ihr? Fiſcher?
Der Fiſcher: Ja, ſo was wie Fiſcher.
Euſebius: Kommt ihr vom Strande?
Der Fiſcher: Ja gewiß, vom Strande!

Euſebius: Und bringt uns was?
Der Fiſcher: Nun! eben was Geſiſchtes!
So ein Fiſch, ders Waſſer nicht vertragen konnte,
das hat ihn ausgeſpuckt; nun liegt er da,
ein naſſer Klumpen: tot iſt eben tot!
Franciscus (aufmerkend):
Wer iſt ertrunken?
Der Fiſcher: Wie denn, was? ertrunken?
Euſebius: Ja, ja, ertrunken!
Der Fiſcher: Gut! was man ſo nennt,
er iſt hineingeſprungen!
Franciscus: Wer denn? ſprich!
Der Fiſcher: Doch hier von oben einer!
Euſebius: Hier von oben?
Der Fiſcher: Wie ſtünd' ich ſonſt zu ſolcher Zeit bei euch?
Euſebius: Was ſoll geſchehn?
Der Fiſcher: Sie bringen ihn nach oben,
es iſt ein Weib dabei, als wie von Stein.
Franciscus: Sie bringen ihn herauf?
Der Fiſcher: Gewiß. Das ſollt' ich
abtragen, und darum bin ich gekommen.
Euſebius: Wann ſind ſie hier?
Der Fiſcher: Nicht gar in langer Zeit,
die letzte Krümme ſind ſie ſchon herum.
Euſebius: Sagt, daß ſie eilen ſollen! geht und ſagt!
Lebt wohl!
Der Fiſcher: Nun, nun! iſt da noch Eile not?
Doch ſagen werd' ich's. Gute Nacht, ihr Herrn!

und Leben ſo und Glück und Tod nicht anders,
wie dann? tätſt du dann auch wie ehemals,
tätſt du's noch einmal, ſprich! noch einmal?

Angela: Ja!

Franciscus: Iſt mir der Geiſt verwirrt, iſt er es nicht?
Gab es nicht Stunden, gab es keinen Tag,
da ich in rechter Liebe dich gehegt,
da ich mit Glanz und Gut dich frei umgab?
Iſt das ein Nichts? ſo ſprich! iſt das ein Nichts?
Er war wohl beſſer? ſprich! er war wohl beſſer?
Er war wohl klüger? ſprich! er war wohl klüger?
Ich hab's, ich hab's: wie bin ich ungeſtalt,
und er mit ſeinem frohen Gang und Leuchten
in ſeinem Auge, das verlockend ſchwärmte
und tief und golden ſchien: er war ſo ſchön!
Und darum tateſt du's? ſo ſprich, darum?
Haſt du kein Wort für mich, ſprich!

Angela: Ich bin ſchlecht!

Franciscus: O ſag' nicht das! mir hilft nur ein Warum!
Ein klarer Grund, ein Aug'-in-Auge-reden,
nicht deiner Seele ſchwere Dunkelheit,
die ſelber Rätſel iſt, als Rätſels Löſung
mir, dem Gepeinigten, zurückgeſpielt.
Sag' mir: „Verzeihe; denn ich hab' geirrt!"

(Sie ſchweigt.)

Euſebius: Ja lache nur, ich ſehe wohl dein Lächeln.
Auf welchem Recht ſtehſt du mit ſolchem Schweigen?

Des Mannes, der hier bettelnd um dich ist,
hier dieses Mannes Weib bist du, Sirena,
— schwand dein Gedächtnis? — o man sollte meinen,
wes Mannes Weib man sei, vergißt so leicht
sich nicht — hier dieses Mannes Weib!
Und, hörst du, jenes andern, welcher starb,
ja, welcher starb, und sehr gerechten Todes,
versteh' es deutlich: jenes Mannes Dirne!
Und stünde er nicht dort und anders nicht,
als ich ihn wünscht', — ich höbe meine Hand
und schlüge dich, die Ehebrecherin!

(Sie zuckt fast unmerklich.)

Franciscus: Eusebius, nicht! Angela, höre doch,
ich kann vor seinem Zorne dich nicht wahren,
wenn du so trotzst. Ein Wort, ein Wort, Sirena!
Ein Wort von dir ist auch ein Recht für mich,
doch gegen diesen stummen Leidensblick
zerrinnt mein Recht, gleichwie vor einem Hunde,
der unter meinen Schlägen flehenden Auges
sich an mich schmiegt: und eine Spanne früher
nach mir, dem Herren, biß und beides grundlos,
und Gegenwart und Schicksal beides nur.
Du aber liebst mich nicht!

Angela: O doch! o doch!

Franciscus: Und er? du schweigst! du quälst mich
und du schweigst!
Und alle Stunden kommen bitter auf
und lasten und zerdrängen mir das Herz,

Novellen

währt ſich, dafür ſteh' ich ein! Auch hier hat ſich's bewährt. Herrgott, ich bin abgekommen. Wodurch eigentlich?"

„Durch Italien," rief Elias herüber und betonte das Wort ſtark.

„Ach ſo, durch Italien! ja, ja," ſprach Xaver, „ſie wohnte nämlich in Oberitalien: auf einem Hügel in der Nähe von Bormio hab' ich noch das zerfallne Haus geſehen."

„Es war ein ſanfter Hügel, darauf erhob ſich das weiße, ſchöne Haus, gleich einer Burg, und rings herum lag Italien; gar nicht weit, zuſammengedrängt wie eine ängſtliche Herde, ſtanden unten die leuchtenden andern Häuſer der Stadt Bormio, und Felder ſah man, Haine und blitzende Waſſerſtreifen von jenem Haus auf dem Hügel; der Himmel war dunkelblau und die Ebene ſo weit, daß man den ganzen kreisrunden Rand der Erde mit Blicken verfolgen konnte, wo der Himmel anfängt und wo man nie hinkommt, und gegenüber von dem einen Hügel lag noch ſein Geſchwiſter, ein zweiter; er war leer, man ſah's ihm an, wie ſehnlich er die Burg auf ſeiner Kuppe erwartete; er mußte ſich vor dem andern ein bißchen ärmlich fühlen, ſo ohne Zweck: ſpäter ſollte ihm der Wunſch ja auch erfüllt werden.

In dem Hauſe, das ſich hochmütig über die Stadt erhob, gab es ein eignes hochmütiges Leben: es war dort ein alter griesgrämiger Mann, der viele Schätze aufgeſpeichert hatte, ſo daß die Zimmer vor Koſtbarkeiten glänzten; er beſaß eine Tochter mit Namen Blanche, ein rechtes junges Mädchen: ſie tat nichts, ging ſpazieren, ſprach mit den Leuten und vermißte im Leben kaum etwas, außer manchma

nun niederſetzte, ein Stück aß, einen Schluck trank, als ſie ſich's ſehr, ſehr ſchmecken ließ, da kam ihr der Gedanke, daß ſie doch gar nicht recht traurig ſei; aber nicht einmal über dieſen Gedanken war ſie traurig: „So bin ich eben ſchlecht!“ — und ſie aß ruhig weiter, bis ſie ganz ſatt war; und bald kam ein neuer Gedanke, erſt leiſe, dann immer deutlicher: „Jetzt hindert mich keiner, alle Tage ſo gutes Eſſen zu haben!“

Und als ſie ſich erhoben, ſchritt ſie wohlgefällig durch die Zimmer: „Ich bin ganz einſam, ich herrſche allein“; und als ſie plötzlich im Spiegel ihr Bildnis erblickte, eingehüllt ins ſchwarz wallende Trauergewand, das ihre Schritte majeſtätiſch zügelte, da dachte ſie, wie ſchön es wäre, allein zu ſein, und allmählich wurde eine Seligkeit in ihr: „Durch alle Zimmer geh' ich, wann ich will; ich ſchlafe, ſolange ich will, kein Tor iſt mir verſchloſſen, — wie ſchön iſt es, allein zu ſein; von nun an bin ich Königin!“

Gleich am nächſten Tage kaufte ſie ſich einen prächtigen Wagen mit verhangnen Fenſtern, eine Sänfte und einen Schlitten, ſechs ſchwarze Pferde und ein weißes, ſie mietete ſechs ſchöne Mädchen als Dienerinnen, zehn ſchwarze Lakaien, kaufte ſich einen ſchweren roten Kutſcher mit einer weißen Perücke, drei Papageien, Quex den Gelbgrünen, Brulbo den Rotblauen, Hirliquirli den Schwanenweißen, ein hohes, ſchlankes Windſpiel Licilla, verjagte den alten Diener und die alte Magd, ganz ohne Mitleid.

So begann das neue Leben. Die Vorhänge der Fenſter wurden niemals geöffnet, auf unzähligen Ständern brannten

„Hm“ ſagte Blanche und wurde ernſt; da zog eine Wolke über den Mond: alles ward dunkel.

Aber der Glänzende rief nach oben:

„Du leuchteſt mir noch entgegen!“

„Du leuchteſt mir auch entgegen!“ antwortete Blanche von oben.

„Wir ſind ſelber ein Licht!“

„Ja“ ſagte Blanche und legte ſich aus dem Fenſter, ſoweit ſie vermochte; nach einer Zeit Stillſchweigen begann ſie wieder und ſchien traurig:

„Du willſt ja aber gar nicht zu mir!“

„Gewiß will ich zur Regina del Lago!“

Da richtete ſich Blanche in die Höhe und ſtrich ihr Haar zurück, ſie ſtützte ſich mit flachen Händen auf das Fenſterſims und ſchaukelte hin und her.

„Ich höre keine Antwort mehr!“ rief es von unten, und von oben kam eine leiſe Stimme:

„Ich bin's nicht, ich bin keine Königin!“

„So wahr ich, Balthaſar der Baumeiſter, dich ewig liebe, ſo wahr biſt du eine Königin!“

Sie bengte ſich wieder hinaus, in ihren Augen ging ein Licht auf, und zage klang es vor verhaltenem Jauchzen.

„Du weißt es? Woher weißt du's?“

„Der Baumeiſter Balthaſar weiß, wo die Königinnen wohnen!“ Wie treu und beteuernd war des Baumeiſters Ton; und Antwort kam von oben:

„Ja, ich hab' es nur nicht geglaubt, ich hab' mich geſchämt, allein wußt' ich's, aber mit den andern wußt' ich's

ſie die Schnur nicht, die ihren Leib mit dem der Kinder verbindet: ſo ſteigen jene hinauf halb frei, halb gefeſſelt, halb dem Lichte zugehörig und halb der Tiefe, welche ſie gebar; ſie gehen mit fremdem Blick durch das Leben, nicht weit von der großen Mutter ſich entfernend, und durch die Schnur ſtrömt das Blut der Mutter zu ihnen, von ihnen zur Mutter: ſie erkennen einander wohl, die Geſchwiſter, an der Tiefe ihrer Blicke, am ſtummen Händedruck und der Sehnſucht nach dem Schoße der Mutter, die aus ihren Augen klagt; mit ſuchenden Augen wandeln ſie unter dem Treiben der Spielenden, und ſo zwei von ihnen einander fanden, vereinigt ſie das Wiſſen des Verborgnen, vom gleichen Blut durchſtrömt, inniger, als jene die Umſchlingung der Glieder vereint; ſelig in ſich ſchreiten ſie leis zum weſtlichen Tore, und ſegnend und milde empfängt ſie der Schoß der harrenden Mutter."

„Wer ſind die Kinder der dunkeln Mutter, jene Gefeſſelten?" fragte der Baumeiſter und wußte ſogleich die Antwort ſeiner Frage: „Baumeiſter" rief er „ſind es und Königinnen! Und Baumeiſter und Königin haben ſich an dieſem ſeligen Tage gefunden, an der Sehnſucht nacheinander erkannten ſie ſich, an der Klage ihrer tiefſten Seele!"

Und er erhob ſeine Stimme zu gewaltigem Rollen: „Mein großes Wiſſen ſchlug Wurzel und ſaugt verborgne Dinge aus dem Grunde von tauſend Jahren! zehnmal wechſelte meine Seele ihr Kleid, zehnmal die deine; zehnmal kehrten wir zurück in den harrenden Schoß, zehnmal entſtiegen wir ihm zu neuem Wandeln; zehnmal in anderem

Da wurde die Regina ängſtlich: „Warum ſo bald?“

Er aber war ernſt und antwortete nicht.

„Warum? ſag's, ſag's ganz leiſe in mein Ohr!“ flehte ſie, und ſo ſprach er denn mit ſeiner milden Stimme, mein lieber Balthaſar, die durch ihr Tönen allein ſchon Troſt gab für die herben Worte:

„Die Königin muß frühe ſterben, ſehr früh und jung!“

Sie hörte es und zog ihn zu ſich herab, dicht an ihren Mund.

„Muß ich?“ fragte ſie.

Er nickte.

„O Todeswonne, ich will nichts mehr!“ und wortlos hing ſie an ihm in tränenvoller Seligkeit.

Dann aber faßte ſie der Jubel, ſie ließ die Arme von ſeinem Halſe und rief:

„Wir wollen eins tanzen, Balthaſar!“

„Die Königin will tanzen!“ ſchrie der Baumeiſter ins dröhnende Gelärme, daß es ſogleich ſchreckhaft verſtummte; eilig ſchoben die Maskierten die Tafel beiſeite, um freien Raum zu gewinnen, und pflanzten ſich im Spalier zu beiden Seiten auf. Balthaſar winkte einen der Schwarzen heran und flüſterte ihm ins Ohr; der lief hinaus und brachte alsbald mit dreien ſeiner Genoſſen einen Haufen Muſikinſtrumente: Flöten, Pauken, Hörner, Klarinetten und Geigen, ſo daß jeder der Kavaliere eines erhielt. Sie begannen, gleichſam zu langſamem Gange, einen getragnen Marſch. Balthaſar und Blanche ſchritten, nach rechts und links grüßend, einmal durchs Spalier; ſie hielten ſich an den hochgehobnen

Wieſen im Schlafe, und es ſtieg ein Ton oder ein Duft von drunten bis zu denen auf dem Söller. Und Blanche ſprach mit geſenkten Lidern:

„Der Berg drüben iſt wie ein Berg von Schnee, der Mond hat weiße Fäden heruntergelaſſen, und die Pferde ſind ein Traum.“

„Es iſt alles ſo ſehr gefeſſelt und kann nicht atmen!“ der Baumeiſter ſagt's; da ſchob ſich etwas Geſchmeidiges von unten an die beiden heran: es war nur Licilla das Windſpiel, das erzwängte ſich Raum zwiſchen den Körpern der Umſchlungenen und legte ſeinen ſchmalen, klugen Kopf auf die Brüſtung des Balkons.

Jetzt blickten drei in die Mondnacht.

Bald jedoch löſte der Baumeiſter die umſchlingenden Arme; er ſchien blaß, und Tropfen ſtanden auf ſeiner Stirn.

„Es iſt Morgen!“ ſagte er.

„Morgen?“ fragte Blanche, und ein fröſtelnder Hauch kam von der Ebene her und machte ſie ſchaudern bis ins innerſte Mark.

„Ja, es wird kühl“ ſprach ſie dann.

Der Baumeiſter deutete mit ſeiner weißen Hand zum Horizont: ein fahler Streif war aufgeſtiegen und wuchs von Augenblick zu Augenblick in die Höhe und Breite; er deutete nach unten: da war Unruhe in die graſenden Pferde gekommen, ſie warfen ſchnuppernd die Köpfe auf, trabten zuſammen und ſtürmten berghinan zum Hauſe der Blanche.

„Was iſt das?“ fragte ſie angſtvoll.

lang; doch nur einen kurzen Augenblick überglitt dies feurige und tönende Leben die steinerne Masse, dann verschwanden die Kavaliere, wie sie erschienen, von den Gesimsen, und totdunkler und starrer noch hob sich die Mauer zur dichten Finsternis auf und verschwamm am Ende mit ihr in eine schwere, drückende Nacht. — Ob solcher seltsamen Feier schauerte es die Regina; sie wandte ihre ängstlichen Augen auf Balthasar, meinen Vetter; der aber schien zu lächeln und verwirrte sie.

„Nun, wie gefällt dir das Schloß?" fragte er.

„Schön!" antwortete sie, und Tränen kamen ihr ins Auge vor großer Angst.

Doch Balthasar lächelte immer:

„Wir können uns einmal die Räume ansehen, komm'!"

„Es ist doch so dunkel!"

„Wir lassen uns eine Fackel vorantragen!"

Da brach sie aus: „Nein, nein, ich hab' solche Angst!"

Zugleich aber lachte mein Vetter Balthasar, und ein dröhnendes Gelächter scholl aus der toten Mauer wider; denn hinter dem Schlosse hatten die fünfundzwanzig Kavaliere sich zum Mahle niedergesetzt und antworteten ihrem Herrn also.

„Was ist das, was ist das, wer lacht so furchtbar?"

Mein Vetter führte die Regina um das Gebäude herum, da saßen die Kavaliere und schmausten nach Herzenslust; auf einem Haufen zusammengeworfen, verglommen die letzten Fackelgluten. Doch als die beiden unter den Prassern erschienen, erhob sich ein tosendes Gebrüll und ein Aufruhr

an allen Tafeln; denn die Kavaliere waren trunken und ihrer Sinne nicht mehr mächtig.

„Ich halte es nicht aus, führ' mich hinüber, Baumeister!" flehte Blanche, von den roten, gierigen Blicken gepeinigt.

Und mein Vetter Balthasar führte sie den Schloßhügel hinunter bis zum Flusse; da ließen sie sich auf einem gestürzten Baumstamm nieder. Das milde Rauschen des ziehenden Wassers beruhigte Blanches erschreckte Seele, die dem Körper fast entflohen wäre, wie ein zitterndes Reh.

Sie saßen dort eine lange Weile und blickten miteinander in die gleitenden Fluten; währenddem aber geschah's, daß ein bepacktes Bäuerlein des Weges zog und dicht an den beiden vorüber mußte. Ob er's nun aus Verwunderung tat, nachts solch prächtiges Paar auf einem Baumstamm am Fluß zu finden, oder ob's ihm sonstwie einfiel, kurz, er zog den Hut ganz tief im Vorbeigehen und sprach:

„Eine gesegnete Nacht den hohen Herrschaften!" — sprach's und trippelte weiter.

Aber mit allerleuchtendsten Augen folgte ihm Blanche wie einem im Licht entschwindenden Engel, und kaum war er aus dem Gesichtskreis, als sie sich meinem Vetter Balthasar ungestüm um den Hals warf, ihn küßte, wie sie's noch nie getan, und mit seligen Blicken stammelte: „Jetzt glaub' ich's, jetzt glaub' ich's ganz wirklich." Mein Vetter Balthasar, der Baumeister, aber war ernst und bleich und fragte:

O Blanche!

Da lächelte mein Vetter und entgegnete:

„Alle Leute von Bormio ſtehen davor und finden es wunderherrlich!“

„Ach, das iſt ſchön, das iſt ſehr ſchön! — — viele Leute?“

„Alle!“ mein Vetter lächelte immer.

Sie drängte hinaus auf den Söller, er aber hielt ſie zurück und fragte noch ein weniges:

„Regina del Lago, denkſt du an morgen?“

„Was iſt denn?“

„Morgen, wenn du in das Schloß einziehſt, biſt du meine Gemahlin?“

„Das ſoll wohl deine Belohnung ſein?“ fragte Blanche und wollte ſo gern hinaus, das neue Schloß anzuſchauen.

„Denke hierher, Regina del Lago! Belohnung nicht, es war ausbedungen!“

„Ach ſo, es war ja ausbedungen!“ und ſie ließ den Kopf ſinken.

„Leb' wohl für heut', Regina del Lago, und ſchmücke dich für morgen Nacht, leb' wohl!“

Mein Vetter ging. Die Nacht aber bis zum anbrechenden Morgen ſaß die Regina auf dem Söller und ſpähte hinüber nach dem neuen Schloſſe, das ein Schatten war, ein breiter, ſchwarzer Schatten.

Am nächſten Abend, als ſie im ſtarren weißen Brautkleid ſo daſaß und wartete, ſtieg es ihr auf wie ein Abſchiednehmen; es rollten die Tränen aus ihren Augen; ſie tat gar nichts dazu; das Windſpiel Licilla hatte ſie an

Und die im Schlafe fragte:

„O Balthaſar, wohin mußt du gehen?“

Und der im Reiſemantel antwortete:

„Weithin zur Königin von Marſilien!“

Und die im Schlafe ſtöhnte das zweite Mal, warf ſich im Schlaf und fragte:

„O Balthaſar, was willſt du tun bei der neuen Königin?“

Und der im Reiſemantel antwortete:

„Ein Schloß ihr bauen, wie der alten ich getan!“

Und die im Schlafe ſtöhnte das dritte Mal tief auf und fragte:

„O Balthaſar, und bei ihr bleiben dann?“

Und der im Reiſemantel antwortete:

„Ein Schloß ihr bauen und weiterziehen dann!“

Und die im Schlafe fragte:

„Wohin dann ziehen, Balthaſar?“

Und der im Reiſemantel:

„Zur andern Königin, Regina!“

Und die im Schlafe ſeufzte das letzte Mal und bat:

„O bleibe, ein Stündlein, Balthaſar!“

Doch der im Reiſemantel ſprach:

„Leb' wohl, Regina, leb' wohl!“

Und die im Schlafe murmelte unverſtändlich,

Und der im Reiſemantel glitt lautlos durch die Tür.

Da erwachte Blanche aus einem ſchweren Traum, ſie fuhr empor. Vom Lager ſprang ſie herab und eilte im Nachtgewande ans Fenſter: da tönten donnernder Hufſchlag

das Wunderſame, das von nun an auf mich ſtrömte wie auf einen Prinzen aus Tauſend und eine Nacht, für Traum; bis dann der Augenblick nahte, daß ich einſah: „Hier biſt du in ein fremdes Reich eingetreten, herrlich genug iſt es, vielleicht erringſt du dir die diamantene Krone!“ aber ich errang ſie nicht; alles iſt vorüber; nun ſag' ich, es war ein Traum; denn ſonſt krampft ſich mein Herz vor übergroßer Sehnſucht nach dem Verlorenen zuſammen; und das wär' doch im Grunde nicht klüger, als jener tat, der ſich in das Bild eines Mädchens verliebte, die ſchon lange, lange geſtorben war.

Als ich nun vor Qual nichts Beſtimmtes mehr fühlte wie das Brennen meiner Augen und den Wunſch: „Schlaf, Schlaf!“, fiel auf meine Lider eine ſo plötzliche Helligkeit, daß ich ſie erſchreckt öffnete. Da nahm ich denn wahr, wie der Mond, der ſchon längſt hinter die Dächer hinabgeſtiegen ſein mußte, ſich noch einmal in ſeiner ganzen milden Majeſtät meinem Fenſter gegenüber gelagert hatte: er ſchien gewaltig groß, greifbar nah und von einem unſäglichen Eindruck, als wollte er nicht Lichtſtrahlen, ſondern Worte oder Geſänge auf die Erde grad' in die Kammer des einſamen Xaver Dampfkeſſel herabträufeln, und es mußte wohl ein Gebilde den ſeltſamen Schatten werfen; denn auf meinem ſchwarzen Tiſch leuchtete inmitten ein großes, mondweißes Herz und zuckte leiſe hin und her, wie ein Licht im Abendwinde.

Das wunderte mich; ich ſetzte mich in die Höhe und ſtarrte das zuckende Herz an: da ſtand es ſtill. Ich ſah auf

Hände zuckten, und ohne zu wiſſen, ſetzt' ich die Flöte an den Mund und blies: doch wie erſchrak ich, als ein voller, lauter, klarer Ton dem Holze entquoll, lauter denn die Hörner, Pauken und Klarinetten — ängſtlich hielt ich inne; da ſah ich's deutlich: die ſüße Frau drehte ſich nach mir um und lächelte meinem Ton einen Gruß zu; — lange genug, daß ich zwiſchen ihren blutroten Lippen die weißen Zähne aufblitzen ſah.

Das füllte mich mit namenloſer Süßigkeit, ich lief, lief, überholte einen Muſikanten, den zweiten, den dritten, bis ich endlich grad' hinter ihr zu ſchreiten kam, wie vordem.

Von nun an, wenn ihr Geſang gleich einer Lerche emporkletterte oder nur entlang ſchwebte, ſchickte ich ihren Tönen einen Gefährten nach in die nächtlichen Lüfte; der Klang meiner Flöte ſtieg mit ihrem Geſang in die Höhe und ſenkte ſich in die Tiefe, klagte und jauchzte mit ihr, tat jeden Schritt mit ihr zuſammen, wie ein treuer Freund.

Innen lebte die Hoffnung: „Sie wird ſich noch einmal umwenden!" Das geſchah nicht mehr; doch die Hoffnung machte mich ſtark, und meine Flöte ſang, die Tritte trappten, die Pauken, Hörner und Klarinetten und Geigen und Flöten tuteten leiſe, leiſe: es ging vorwärts durch den Wald von Abend bis Morgengrauen.

Dann befanden wir uns wieder auf einem mit großen Bäumen umgebnen Platze; der Geſang der holden Frau verſtummte, die ſtrahlenden Kugeln ſtiegen höher, höher in die Luft, den verblaſſenden Sternen zu und wurden ſelbſt zu Sternen; doch verloren ſchienen ſie mir nicht; ſondern

dann zuckte es von meinen Fingern hinauf bis in die Achseln, meine Kehle wurde trocken, vor meinen Augen verschwamm alles: so mußt' ich an mich halten, um nicht vorzustürzen und sie in meine Arme zu reißen.

Jedoch Nacht für Nacht blieben die drei Schritt Raum zwischen uns; ich hatte das Gefühl, an eine unsichtbare Wand stoßen zu müssen, wenn ich mich auch nur ein wenig über die einmal bestimmte Grenze vorwagte.

Diese unnahbare Nähe verwirrte mich ganz und gar, und es war, als ob tausend Krankheiten und Zerrissenheiten in meinem Innern entfesselt würden.

Obwohl meine Liebe wuchs und wuchs und wuchs, daß ich staunte, wie in einem so kleinen Behälter, als die Menschenbrust ist, solch wirbelnde Welt Platz haben kann, schien alles in Ewigkeit gleich bleiben zu wollen: der Wald schien kein Ende zu nehmen, der Tag nie für uns zu dämmern, bis das Geschehnis eintrat, welches den Dingen plötzlich eine unvorhergesehne Wendung gab.

Kurz vor dem Ende eines unsrer Nachtgänge, als sich schon das Gespinst des Schlafes auf die Menge niedersenkte, überfiel mich ein Gedanke, der erst leise anklopfte, dann aber mit unbeschreiblicher Schnelligkeit ganz Besitz von mir nahm: „Wie verbringt die weiße Frau die Zeit unsres Schlummers?"

Und im selben Augenblick packte mich ein Wahn, der mir die letzte Überlegung raubte und mit einer Wut mich in den Abgrund der mannigfaltigsten Leiden warf, wie vielleicht nur Satanas der Gefallenen Seelen in den Schlund

ewiger Verdammnis ſtürzt; eine qualvolle Eiferſucht lohte in mir auf: „ſie geht zu ihrem Geliebten —“. Das ſchüttelte mich wie mit Fäuſten: „Ich will klar werden, ich will es aufſpüren —“ doch — der zaubriſche Schlaf, er überwältigte mich inmitten meiner Gedanken.

Den ganzen nächſten Waldgang aber ſchwirrte nur dies in mir herum, und auch meine Flöte gab ſo verzweifelte Laute von ſich, ein ſolches Schluchzen und Stöhnen, daß mir für Augenblicke der eigentliche Schmerz ſchwand und ich mich ſelbſt ob meiner lieblichen Kunſt bewunderte.

Und während der Stunden unſerer Wanderung wurde ein Willen in mir feſter und feſter: „Diesmal verfall' ich nicht dem Bann des Schlafes!“

Als hätt' es nur ſolchen feſten Willens bedurft: was ich wollte, gelang! Ich ſtellte mich ſchlafend; ſobald ſie aber den Rücken gewandt, ſprang ich auf und folgte ihr — wie war mir dies Folgen gewohnt!

Sie begann zu ſingen, und ich Glücklich-Unvorſichtiger ſetzte gedankenlos die Flöte an die Lippen: ein quirlender Lauf rollte in die Höhe, gleichſam ein Freudenſchrei: „Ich bin allein mit ihr!“

Da wandte ſie ſich ganz einfach um, blieb ſtehen und ſagte: „Das iſt recht, Xaver; du läßt die Dame Muſica nicht einſam gehen — nicht wahr? nie mehr!“

Ich vermochte nicht zu ſprechen; als ſenkten ſich langſam, langſam ſüße Tropfen in mein Herz, ſo war mir: nur die Flöte „Glück-Glück, o du Glück-Glück — o Se — ele —“

Aus dem Tagebuch

(1904)

Es gibt eine Art geringerer Talente, welche den von der Zeit gelieferten Kultur- und Lebensinhalt zwar bis ins Feinſte zu fühlen und zu hören vermögen, aber denen die letzte Kraft, dieſen ins Kunſtwerk hineinzugeſtalten, abgeht; die immer nur an den betreffenden Stellen des Werks die Sache eigentlich nicht bilden, daß ſie rund, unangreifbar geſchloſſen wie eine Kugel von Glas, nur auf ſich ſelbſt bezogen, daſteht, ſondern die gleichſam immer nur ſagen können, daß ſie dies und dies auch wiſſen, und in ihr Werk dies und dies hineinmeinen; darauf hindeuten, daß ſie hiermit dies und dies meinen, alſo aus dem Kunſtwerk heraus eine Beziehung eröffnen, auf ein Wiſſen bei uns, dem Leſer, das ihnen entgegenkommt, ſpekulieren, auf ein vom Leſer aus dem Kulturinhalt der Zeit geſchöpftes Apriori, das er heranzubringen hat. So tritt hier gleichſam eine Arbeitsteilung ein: und erſt mit Hinzutreten des Leſers wird der Ring des Werks geſchloſſen, es vollendet ſich im Genießenden; der Künſtler deutet an: „von dem, was du anderswoher aus der Kenntnis, dem Gefühl der zeitgenöſſiſchen Kultur weißt, meine ich das!“ (Impreſſionismus.)

Dies hat nun zweierlei Folgen: einmal werden ſolche Bücher zu der Zeit, wo ſie entſtehen, ungeheuer wirken: denn da ſie den Kulturinhalt der Zeit wirklich gefühlt haben, andrerſeits ihm durch endgültige Geſtaltung keine zwingende Form aufgenötigt haben, welche den Leſer als ein Objekt, ein Außer-ihm, mit dem er ſich abzufinden hat, entgegentritt, ſo wird die Seele des Leſers in dem Allerindividuellſten ſich Genüge getan, wird ſie ſich bis ins Kleinſte wider-

geſpiegelt finden, wird ſie ſich der Unbequemlichkeit, um zum Genuß zu kommen, ſich auf irgend etwas Fremdes, — was ein geſtaltetes Objekt doch ſtets iſt, — einzuſtellen, enthoben fühlen. Denn der Dichter ſpekulierte ja darauf, daß ſie — zur Vollendung des Ringes ſeines Werkes — ihr eigenſtes Wiſſen als Apriori heranbringt. Was er geſtaltet hat, iſt nur der Namensaufruf für das Wiſſen geweſen, nicht etwa hat er's ſelbſt hineingetan (— aber um zu dieſem Aufruf zu gelangen, um den Namen zu kennen deſſen, der herankommen ſoll, muß man eben ſchon Talent ſein, und ein ſolch rezeptives, auf Arbeitsteilung angewieſenes). Was Wunder alſo, wenn die Leſer ſich genau in dem Buche wiederfinden, wo nicht der Dichter, ſondern ſie ſelbſt ſich erſt hineingetan haben. Die Wirkung iſt die eines Spiegelbildes, nicht die eines Porträts, eine pathologiſche, keine äſthetiſche Affektion. Was nun aber, wenn der Kulturinhalt, auf welchen der Dichter als einen ſeinem Leſer bewußten hinzielte, im Lauf der Zeit entglitten iſt? — und je feiner die Nuancen ſind, auf die der Dichter aus war, um ſo ſchneller muß das geſchehn. Dann kann ſein Buch nicht mehr zu der Ergänzung kommen, die es erſt zu einem Ganzen, Runden gemacht hat, weil keiner dieſe Ergänzung mehr in ſeinem Beſitz hat. Dann iſt das Buch ein Arſenal von Schatten, die vergeblich darauf warten, — wie früher, — belebendes Blut geliefert zu bekommen. Schatten zwar waren ſie von Anfang an, — aber jetzt gibt es ein ſolches Blut nicht mehr, das ſie beleben könnte: und Talent deſſen, der ſie einſt gebildet, war es eben, ſie ſo

gebildet zu haben, daß es wenigstens einmal, zu einer Zeit, ein solches Blut gab, daß jeder es ihnen willig spendete. (Altenberg, — Wassermann, Renate Fuchs).

Die andern Bücher der wirklich gestaltenden Dichter jedoch werden zwar jene ungeheure Momentwirkung nicht erreichen, weil sie der Seele des Lesers sich nicht so völlig anbequemen und noch eine andre Seele als die des Lesers haben, die sich egoistisch mit ihren individuellsten Eigenheiten in sie hineintransponieren könnte. Sie schließen den Ring des Werkes in sich; und wenn auch die Kultur entgleitet, sie bedürfen der Mitwirkung von Menschen, die um die Kultur wissen, aus der diese Bücher geboren, nicht. Sie haben ja von vornherein diese Kultur in ihre Gestalten eingefangen, die Gestalten tragen ihr eignes, von jener Kultur geliefertes Blut mit sich herum und machen sich so von sich aus verständlich und sind so über die entgleitende Kultur, d. i. über die Zeit, erhaben, sie veralten nicht.

Anders ist der Impressionismus in der bildenden Kunst: zwar auch eine Arbeitsteilung zwischen Künstler und Genießendem: letzterer muß die Farbflecke zu einer Einheitlichkeit zusammenfügen. Aber das Apriori, auf welches der Künstler als auf ein vom Genießenden heranzubringendes hier spekuliert, ist die stets sich gleichbleibende mechanische Funktion eines Körperteils: des Auges, welche notwendig ist und kaum Mühe macht — somit auch dem Künstler keinen Anlaß „zur Faulheit" gibt — (i. e. der praktische Ausdruck für die Minderwertigkeit des Impressionismus in redender Kunst! denn wo der Künstler sich vor irgend einem Tun drückt, kann

In bezug auf Frauen jedoch ist dies Zentrum kein rein logisches. Das erfordert auch der Tatbestand der Bildung nicht: er muß nur ein Schema sein, welches imstande ist, alle entgegenkommenden Lebensinhalte zu ordnen, vor keinem einzigen hilflos zu versagen. Und die den Frauen zustehenden Inhalte sind stets komplexe Größen: d. h. mit irgend einem Quantum subjektiven Interesses (Empfindung) durchsetzt. Insofern kann man in bezug auf Frauen von Herzensbildung reden, und eine tüchtige Studentin braucht von vornherein noch nicht als gebildete Frau angesehen zu werden, ein tüchtiger Student jedoch notwendig als gebildeter Mann. Beweis hierfür ist die Vorstellung eines Ideals der Frau, wo der Schwerpunkt nicht auf dem Intellektuellen liegt, wozu man aber doch eine gebildete Frau erfordert.

Auszuscheiden in beiden Fällen ist jedoch das Moralische.

Der Begriff der Bildung empfängt von einem Werte her seinen besonderen Inhalt für jedes der beiden Geschlechter: Bildung ist ein Weg zum Ideal, i. e. Höchstwert des Menschen: was nun in diesem Höchstwert als enthalten gefunden wird, wird auch als geltend für den Weg dorthin anerkannt werden müssen. Also Schema ist Grundforderung, bezieht vom Ideal seine Wertinhalte: einmal das Intellektuelle, bei den Frauen Intellektuell-Gefühlsmäßige.

Heute, als mir mitten in trockenster Arbeit ein Homerischer Vers vom „heiligen Meer" einfiel und plötzlich die beglänzte Landschaft der Odyssee dabei auftauchte, kamen mir geradezu

Unſre bis oben hin geſchloſſene Kleidung, die nichts vom Körper ſehen läßt, findet ihr Gegenbild in unſrer konventionellen Sprache, in der ſich die urſprüngliche Empfindung nicht ſehen laſſen darf: nur in andeutenden Lauten flüſtert ſie unter dem eigentlichen Geſpräch hin; und darum iſt Ibſen der Dichter der Zeit, weil er dies wiederzugeben vermochte: die konventionelle mit der ausweitenden Symbolik des darunter Hintönenden; er hat das Symboliſche des modernen Koſtüms entdeckt. In der bildenden Kunſt iſt das nicht gelungen. Rodin verwechſelt etwas: er gibt das An- und Weithindeutende, das Ahnenlaſſende wie Ibſen — aber er gibt's am nackten Körper, und ſeinen eigentlichen Sinn hat dies nur durch unſere feſtgeſchloſſene Kleidung: er denkt, es ſei ein An-ſich-Wert unſrer Zeit, und iſt doch nur zu verſtehen als Erzeugnis des feſtgeſchloßnen, konventionellen Koſtümes und hat Sinn nur durch dasſelbe und in Begleitung desſelben.

Die Fortſchritte des Denkens beſtanden darin, daß die Begriffe der Dinge immer mehr ſpezialiſiert wurden, daß die Arbeit, welche bisher von einem Begriff geleiſtet wurde, nur durch zwei Begriffe geleiſtet zu werden möglich ſchien, — um ein präziſes Reſultat zu erhalten: Arbeitsteilung der Begriffe.

Ein guter Aphorismus muß ſich uns zugleich überraſchend und zugleich vertraut anſchmiegen: muß für einen Moment etwas in uns erlöſen, was, ohne daß wir's wußten,

das dem Inhalt zugute kam, auch auf die denſelben konſtituierende Formkraft übertrug und einen Wechſelbalg zwiſchen Philoſophie und Kunſt zutage förderte. Simmel und Schelling verhalten ſich ähnlich wie die zweite und die erſte romantiſche Schule, inſofern die zweite Schule, klüger geworden, das Romantiſche allein im Inhalt ſucht (Grauſen uſw.), jedoch dieſem eine ſicher umrißne Geſtalt gab, während die erſte die Geſtaltloſigkeit der Empfindung, um ihr die höchſte Urſprünglichkeit zu belaſſen, auch in der Form kund geben wollte, — aber urſprünglich und geformt ſind keine Gegenſätze, wie man gewöhnlich denkt.

Hiervon ausgehend, läßt ſich auch der bekannte Satz beleuchten: „Künſtler müſſen, um etwas wahrhaft Dauerndes zu ſchaffen, ſich an die Natur wenden.“ Denn: jede Tätigkeit iſt nur inſoweit ſchöpferiſch, als ſie künſtleriſch iſt: folglich müſſen die wahren Philoſophen etwas ganz Beſtimmtes auch der Kunſt entnehmen: die Form der Betrachtung nun ſicherlich nicht, alſo das Material; und ſo wendet ſich jeder wahre Philoſoph an die Natur, d. h. der Philoſoph muß auszuleſen und herauszuleſen verſtehen aus dem Komplex der umgebenden Welt: wie Simmel praktiſch Pſychologie treibt; zu ihr muß man eben Talent haben, welches der Ausdruck für das Künſtleriſche dieſer Sache iſt. Die Raumvorſtellung in einem langen Buch zu behandeln, iſt nicht philoſophiſche, ſondern gelehrte Arbeit, weil das Material dieſer Arbeit ohne jedes Talent angelernt werden kann. Darum ward Kant auch erſt von da an ein Genie, wo

Mir geht es
ſam: des Tiefſinn
iſt vielleicht nur
ich nicht herzhaft
für, daß er nicht
ſtandner Tiefſinn
Reſonanzboden in
jener wirren Zeit
ſchaft aber hilft n

Kant: Der F
rung: welch Wide

Chriſtus und
„Dann wollen wi

Aus der Theo
Philoſophie zur R

Die Dichter,
nur die Menſchen,
die Konſequenzen
ſtalten dieſe, — ſor
und überlaſſen un
(Ibſen). Die gröſ
haupt mit dem K
— eine Idee (Sh
wir damit anfange

zweitens, wen
nehmen vermag
des Worts reic

Im Roma
Drama muß e
(Monade ist d

Eines Dr
den Vorboten
kirche zu Witte
Plötzlich begin
Hammerschläge
„Was ist
„Der Doktor
Schlägen fällt

Die franz
deutsche ist voll
Franzosen scho
das fragmentar
auf Fragmente
Warum, ist lei

Hebbels
charakterisieren,
aber sie sollen
rum müssen sie

täten die einzelne
kommt es, daß wi
Die Perſonen i
Selbſtcharakteriſti
— ſondern durch
einen Gegenſtand
ſo iſt das Char
das „Wie“, dak
Rede. Hebbel ve
erzählung das „
Erlebnis als „Ch
gegen ſträubt ſich
in Judiths Chara
rede hinein. Und
nacht. Das „W
dies Erlebnis aus
Charakter nicht d
logiſche Erzählen-
des Dichters der
Dame“ durch.

Die Sache n
pſychologiſche Erz
ſtück iſt, — wod
aber der Fehler nic
du haſt Zahnſchm
Außerdem: da die
— ſchon halb D
ausgeführt, und ſ

es gibt Naturen,
ſich ſelbſt ſteht, d
Werk irgend welche
die ſich aus Intel
findung ergeben, ſi
weiſe für ſie habe
gegeben werden k
um die Geliebte b
der Intellekt Zoll
findung kontrollier
während — Antin
ſchen ſie unbeachtu
problem gilt es
höchſte Wirkung a
muß es an dem
tigſten Empfindun
der Liebe und Eh
nicht ein andrer d
ihm ſo die Unſch

Das wäre d
des Problems, ſo
erſchöpft.

Aber Hebbel
zu wirken, muß id
innere Handlungs
außen finden, muß
unter den Geſetze
haftigkeit, und w

ich ſuchen, auch hier die höchſtmögliche Steigerung herauszutreiben, welche — wie es für das innere Handlungsmoment, das ſich auf die Empfindung bezieht, Liebe und Ehe war, das ſtärkſte Symbol, der Brennpunkt des innern Lebens, — ein ebenſo ſtarkes Symbol für das äußere Leben abgeben muß.

Ein Menſch, der ein ſo bezeichnetes Innenleben hat, wird, wenn wir die Linien ſeines Seins bis ins letzte hin ausziehen, am Ende jeder ſeiner Lebensbeſtimmtheiten im Anethischen ankommen (die äußerſte Konſequenz ſeiner Anlage erfordert in ihm den Gedanken: „Ich zeige meine Frau dem andern nackt"; im Drama tut er's; denn Drama ſoll wirken) — d. h. er iſt keine ethiſch, ſondern äſthetiſch fundierte Natur, ſenſibel und intellektuell. Jede Sinnesart offenbart ſich nun über die Brücke des Ethiſchen hin ins Praktiſche. Eine unethiſche Natur iſt unpraktiſch: wird folglich nicht geſtalten können.

Wie projiziert ſich dies nun ins Praktiſche? Ein Intellektualiſt erkennt alles; aber die ſittliche Kraft, das Erkannte auszugeſtalten, fehlt ihm. Das Nicht-Geſtalten-Können iſt die Projektion ins Praktiſche. Nun höchſte Steigerung davon: wir machen dieſen Menſchen zum König, dann iſt er der epigonenhafte Herrſcher. Wie er die alte Sittlichkeit, die für ihn nur Konvention, Sitte, für die älteren Menſchen, die auf der gleichen Geburtsebene mit jener Sitte ſtehen, noch Ethos iſt (das alte Schwert!), als veraltet überſchaut, mithin ſich den Alten entfremdet, ſo erkennt er auch die neu heraufziehende mora-

Schluß des Ki
daraus ſich en
durch bloßes
Menſchen nacht
ſchweben; aber
packen will zu
Idee geworden
Inhalte, wie di
Geſetz zugrunde

Im Gegen
der ſpezifiſchen S
— weil ſie ſich
tivum — wora
wirkt: alſo Ide
der Inhalt hini
Der Inhalt eine
daß es eine I
Das Zerriſſene
ſich bewußt iſt
lichkeit des Sch
vom begleitend
tion zu ſein ſich
L. über Fragm

Torquato S
— leider! —
das Stück auch
undramatiſch, d

Grund deſſen es überhaupt möglich iſt. Und es zeigt ſich wieder einmal, wie gefährlich es iſt, für das innere Formgeſetz der Kunſt eine Unterſtützung beim Inhalt nachzuſuchen, indem man inhaltlich ein Leben geſtaltet, das ſich praktiſch ſchon unter halbäſthetiſche Normen ſtellt, ein „vornehmes“ Leben, darin die „Form“ gilt — die Konvention. Das kann eine Weile eine höchſt koſtbare äſthetiſche Harmonie erzeugen, wie es ja im Taſſo oft der Fall iſt, das vornehme Leben und die vornehmen Verſe; aber andrerſeits kann dieſer praktiſch gewordnen Form leicht die Menſchlichkeit entgleiten, deren Symbol ſie doch nur ſein ſoll, ſo daß ſie ein Symbol von — Nichts iſt, daß die leere Form übrig bleibt, daß das Drama ſich auf konventionelle Verhältniſſe und deren Konflikte aufbaut (Calderon: doch dem Romanen iſt die Form im Leben ein andres als uns). Was iſt es ſchon, wenn Taſſo die Prinzeſſin umarmt? Nur wenn wir uns aufs höfiſche Parkett ſtellen, kann „unſer Geiſt eine Weile ſtill ſtehn“ beim Anblick ſolchen „Verbrechens“, und nur „der Dichter und das Leben“ iſt ein dramatiſcher Konflikt, nicht „der Dichter und der Hof“. Wir ärgern uns, die „Menſchlichkeit“ tritt auf Taſſos Seite, — und nur aus dieſer, nicht aus der Konvention dürfte ihm der Strick gedreht werden: eine fehlerhafte Dreiteilung des Intereſſes tritt ein: Dichter, Konvention, Leben, welche ſich gegenſeitig in ihrer Wirkung paralyſieren. Schließlich, wenn über Taſſo das Unglück hereinbricht, iſt's, als wenn eine herunterfallende Schneeflocke jemandem den Schädel eindrückt. Causa non aequat effectum, und Gleichgewicht

der Hiſtorie un
ihre Geſetze nic

Ein Scha
wahren: daher
los; denn W.
Schauſpielerin

In den „
lich, wie Goet
gänge behandel
einen bedeutend
unvermutetes
beßres Wiſſen –
der Kunſt glaul
ſind, nicht häuf
den Glauben
Goethe benutzt
aus den Umra
heraus; und n
daran zu glaub
wenig in der
wohl noch natü
ſcheidenheit der
uns, ebenſo wi
wir, wenn's be

die Perſon des Mittler, das Spiel mit ſeinem Namen iſt ein vortreffliches Beiſpiel hierfür.

Noch einmal Wahlverwandtſchaften: die Geſtalt der Ottilie iſt des größten Meiſters würdig. Nur will mir ſcheinen, daß der — im übrigen pſychologiſch unübertreffliche — Abſchluß ihres Schickſals ſeine Pſychologie zwar nicht aus einem andern Charakter als dem der Ottilie des erſten Teiles herholt, aber aus einem andern Stil der pſychologiſchen Darſtellung: dieſer Abſchluß ſpitzt nämlich die ganze Geſtalt der Ottilie ins vollkommen Individuelle, Unverwechſelbare zu, ſo daß das Typiſche nicht mehr im Schickſal liegt, ſondern in der Wahrheit des Charakters allein, der als ſolcher typiſch iſt. Der erſte Teil war daraufhin angelegt, auch das Schickſal der Perſonen im einzelnen zu typiſieren, was natürlich vor allem einen weiten, im wahrſten Sinne allgemeinen Schluß der Aktion dieſer Perſonen erfordert hätte; — doch ſo wird es aus notwendigem lebenswahren (i. e. charakternotwendigem) Schickſal, — zufälliges lebenswahres Schickſal, — Einzelfall, aus Roman zur Novelle.

„Sage mir, wie du mit Gottfried Keller ſtehſt, und ich werde dir ſagen, wer du biſt!“

G. Keller hat das „Platoniſche“, — Fontane nicht. Gegen die Heuchelei des „Pathos“, i. e. des Platoniſchen, aufzutreten, iſt gerecht, und daran hat Fontane ein Ver-

dienſt. Ebenſo
echtes, Bedürfi
unterliegt Font
„Geiſtreichen“,
Negation der
Phraſe herabge
dienſt und Mut
Der ganz groß
Mißbrauch; de
aus einer Bezi
lität herholt.
ſtarke Abhängi
Menge zugrunl

Gottfried
liche Dichter, d.
inhalt eines ſe
wieder eine W
das Kätzchen“ b
ſelben Linie lie
ſeiner Erzählu
ſchränkung auf
Deutung; er a
Natur, gibt d
modis: mit u
aufſproſſenden
laſſen und dar
ſcheinen.

Eine der
bei Ibſen iſt
„dämoniſch“ n
Bruch in die
man Rebekka
gegangen iſt,
einen geheimni
um irgend ein
Dramas und
Nur die analyt
Rebekka wird
Tatſächlichkeit
ſelbſtgewählten
ſinnliche Erſch
giert zu werde

Um den U
Dichters ſich
man nur ſie
Kellers würde
alle kennen ſi
aber iſt ein gan
zur Rauferei
ganz lebendig
Dann S
melancholiſche
ſie ſtehen lie
eine ſchöne

einer Seite Frau
der andern Karl,
Thekla, die Jun
ander, und glät
herunter: Puppe

Ricarda Hu
verſchieden auf;
Sinnlichkeit der
Aureole, mit we
umflicht. Nun
ſchiedne Männe
ihrem Ausfluß
rum erhalten di
aller im Grund
heit ein ſo gleic
„Aureole-Trage
Verliebtheit der

Stefan Ge
können. Dies

Für einen r
etwa die Veru
moraliſch“ une
jedoch nach jede
wird er für ſic
vor die Geſtalt

Un=Bodenständ
und Geliebte zu

Polonius:
zu feig gewesen,

Meine Gei
schöpft, nur mi
dieselbe Stimm
So kommt es,
Gedicht eigentü
selben nicht erl
hinaus auf Erl
dichte zu warter
fassender, als l
könnte; es drä
erst dieser gibt
die Flut selber
bis ins Letzte hi
die Stimmung
weil es eine Lel
mung, nicht ein
aus dem sie flie
Haltung, daher
ganz große Erl
trotz ihrer Mo
ausschöpfen kön

Text und K
einander, wie E
geordnet ist. T
Einzelfalls in di
zugrunde lagen.
Auflebenlassen ei
mit einem Konkr
des Typischen. –
lischen Drama.

Missa soler
ebenso die Kunst
Musik, welche di
Medium eines k
Text in voller E
hierin noch beden
gerung. Man k
Messe: dies ist
in seiner Pracht
sehen kann. A
radiert Beethove
ist ja bei Bach s
Bestimmung: D
Musik überhaupt
und subjektive A
kurz vor der Ge
den Schauer dar
Seele davor, da

laſſen: Beethov
ſo daß ihm Do
heit wird.

Bach, der d
von hier aus iſ
muſik zu beziehen.
vor, daß er aus
Subjekt hinunte
dann iſt ſein St
alle Fälle durch
eine gewiſſe Bre

Tſchaikowski
kretion der Em
publico blutend

Brahms ſpri
von ſich.

Mir ſcheint
Biographieen mi
ſucht: daß man
faſſe, als in den
Zeit voraus und
aus den Beding
ebenſowenig umg
herauserkannt w
Geiſt einer Zeit

Mittelmäßigen
halb ihrer Zeit
ſtehen, als ſei
ſeine Zeit wirkli
teren Sinne, di
er ja nicht das
ſolche Kleider!
die Biographie
fache Volksgeſch
Maſſe, was de
man hätte ebe
brauchte man
Denn das eige
iſt ein Minimu
Zeit klar wird,
man ihn in die
nämlich der Gei
Biographie in
was von dieſem
ſelbſtändig beſte
Mediokrität" al
alſo von etwas,
greift: das ewi
ewig hinter ſein

Daß ein G
ſich enthält, nic
ſich daraus, daß

kommt, ein, n
methodiſcher
die Methode de
Genauigkeit un
ſcheint. Es ſc
niſſes, in welc
ten ſteht, vorz
des Buchs, wa
denken, was
Zeit aus zeitge
viel ſicherlich,
der Vergangenh
Bücher nur ei
durchgepreßte
lernen, ſie dur
erſt mehr ins
Andeutungen ſi
eines Menſche
Richtung hin
ſpruch des irra
wiſſenſchaftliche
hinten geſchobe
Kern in aſym
notwendig zu ei
nicht zuſtande
Vorarbeit und
Arbeitenden ab
Es iſt nich

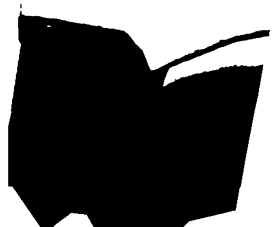
„Salambo“ ſi
von einer Pri
Tiberius! —
alte Geſchichte
Standpunkte
Kulturart und
von den Türk

Ich bemer
folgendes: zue
in ſeiner objek
ich's einzuordn
es iſt durch m
von ihm erhal
ich nicht mehr
ich noch, — e
bildung, die v

Die Liebe
ſucht zu einer

Die Geg
Wenn jemand
ſo; er hat mi
es ihm ſicherli
gegen die über

vorhanden w
ter von Stu
denen ausp
ſammen, wie
ein beſtimmt
ſucht. So
her unternon
Zentrum em
und dies iſt
Macht der
der Tiefe, u
Um immer
Werte: noch
wir aber ein
(Werk!) von
dieſer beiden
einer letzten
Notwendigke
wird die En
heit oder ein
die Liebe zur
es aber eine
gibt, in weld
zu knechten b
welcher beide
Diener, — z
— denn die
Geſchwiſter ſ



man ſeine
Gegenwar
ſeine Güte
man muß
zeugtſein v
die Zukunf
Menſch wi
Glauben a
über die A
„Publikum
müſſens“.
kommt: „E
ſtrikte zurü
dich immer.
als dein (
mir, das de
mich zu er
deiner Liebe
Begründung
Menſch hin

Auch d
zwiſchen Lie
ſagen: „Ich
dich liebe. A
ich muß in
zu einer et
von ihr muß
ich aber hab

mich dieſer Liebe wert macht, in mir anzuhäufen, ohne Rückſicht, ob dieſe Begründung einmal gebraucht wird, — wie die Reichsbank einen Teil der Kaſſenſcheine durch Bargeld gedeckt haben muß, ohne Rückſicht darauf, ob wirklich einmal die Realiſierung verlangt wird.

Und andrerſeits tritt ja die Liebe meiſt mit dem Glauben verbunden auf, nur iſt er hier das Sekundäre, das implizite Herangezogene; die Liebende glaubt an den Geliebten, ſie hält ihn für den „beſten, klügſten" uſw., d. h. ſie begründet ſich ſelber ihre Liebe zu ihm durch ſeine Verdienſte, in ihrem und in ſeinem Intereſſe. Iſt das eine geſagt, ſo iſt es das andre damit auch: bloß in anderer Realität.

Man muß in Freundſchaften notwendig diſtinguierter und zarter vorgehen, als in Liebſchaften: denn iſt bei dieſen auch einmal das geiſtige Verbindungsband geriſſen, ſo kann eine Einigung auf Grund des bloßen Triebes doch beſtehen bleiben: man kann ſich lieben und uneinig ſein, man kann aber nicht befreundet und uneinig ſein.

Sowie Geſchwiſter gut miteinander ſtehen, muß das Verhältnis etwas „Verhaltenes" an ſich haben. — Überhaupt das zarteſte und verwundbarſte aller Verhältniſſe: um nicht ein ewiges, peinliches Hin- und Herüberfließen der Lebensinhalte zu erleiden, das leicht möglich iſt wegen der großen Nähe, in der Geſchwiſter mit einander leben, und das unſer Beſtes kommun machen würde, tut ſich zwiſchen fein empfindenden Geſchwiſtern, die befreundet ſind, eine

Distanz auf,
wenig mit ei
befreundet, ſi
dann teilen ſ
ſtehen „harm
nicht.

Das Ari
daß man ſich
Menſchen an
welchem er a
in den ſoziol
halten", ſich
Perſon zu ih
Tag früher ſ
mir heut' zu
gerechnet zu

Die höch
Mitteilen de
Sinns unſre
des dieſem E
keiten des D
Menſchen we
Werte bei.

Für jede
den er zu

die man ſich n

Der Künſ
füllt und ich ſd
ſelbe, als wen

Das erha
ſein: ein jede
können, und v
den zu können.

Ob wohl
verlieren?

Ein jeder
duelles, d. h.

Die Sehn
er ſtockt,
und ſtürm
nicht Her

Der Zynik
dich mit deinen

Ausleſe!
toner.

Cato, Schrift

im Verhältnis zu
die Persönlichkeit
so niedrigem Kre
und sie hält es
Tätigkeitskreisen
ehrlichen Kaufma
soll von Talenta
Kritik steht; den
Persönlichkeit, be
Kaufmann bedeu
gleich das einzige

Danach stuft
losigkeit der Ehen
— Halbtalentarl
nicht zugleich eine
das Moralische
sonstiger Arbeiter.

Daraus erkl
tellektueller Fraue
ist. —— Noch vi
Grillparzer sagt e
ist vielleicht eins
kommene in sé
fundament der J
das Vollkommene

„Nichts ist
um so heiliger!

vernichtet zu
in das Gelei
die den Erf
abſcheuert. I
meinen kann
überhaupt n
rungen zu G
wenn ſie das
nologie des e
auch in hohe
ſich paſſend e

Der We
Anzahl ſeiner

Manche

Mancher

Pſycholog
den, der beobe

Es iſt e
wollen, daß
dazu wollen,
finden.

Es iſt of
Eitelkeiten als

in einer Se
von der Ähn
rann, mich

Wär' ni
nicht erblicke
welcher Umh
daß nämlich
werden, in
serm Geiste
klar geworde
stets auf ein
die ich darzu
mir ähneln.
von Anfang
sophie — od
immer dieſel
ſam mein Le
niſſen getren
lichen Gru
ein notwe
Überſchlagen
Verhältnis z
ſchaften.

Das beſ
genießen: de

eine Karte".
Geſetzloſigkeit
gebung: die
gung vom obj
Umweg über
Seele wird
Subjektivſte

Alles, w
Typus, alles,
werden.

Nur was

Die tiefſte
daß unſer Geiſ
gezwungen ſieh
zufaſſen, und
dann ſein gröſ
einen, der geh
mit eigner Ha

Wie man
auch zum Schl
Lehrer ſich geſch
es braucht ein
ohne doch jema

ſache der No
lichen Intelle
wendigkeit; e
gibt, — für
Frage, welche
ſtellt werden

Ebenſo n
in höherem G
zwei Menſche
verdient; den
andern zu gel
und den tieſſ
ihr machtet ei
einander allee
einigt euch!“
Summa
und fallen ſo

Der iſt e
zu leben verm
der iſt e
andern ſein P
der iſt lä
zu ſein.

Bei Erziehung von sehr jungen Menschen schadet es nichts, wenn das Moralische des Lehrers nur in ständig durchgeführten Reden und in einem Nicht-ertappt-werden besteht: es genügt das System; später nur noch die Person.

Zweierlei Art von Lügen kann man bei Kindern beobachten: aus Phantasie, — dieses verliert sich mit zunehmendem Alter von selbst; und aus Angst: dies zeugt von früh erwachter Bewußtheit: ist Zeichen eines mindestens problematischen Charakters, unauslöschlich, und Keim aller Schlechtigkeit, die auf der Welt geschieht. Ein lauernder Blick aus Kindesaugen: die Weltsünde in einen Punkt zusammengepreßt.

Manche Leute haben nicht das Recht, recht zu haben. Denn jeder muß erst den gesamten Bildungsweg zurücklegen.

Die Einwände, welche ganz naiv von Laien gegen wissenschaftliche Resultate vorgebracht werden, welche man nicht widerlegen kann, weil sie gleichsam in den Bannkreis der Wissenschaft noch nicht eingetreten sind, die Frage der Laien nach einem Warum, wo der Wissenschaftler antworten muß: hier darf man nach keinem Grund weiter fragen, — sind vielleicht nichts als ein praktischer Ausdruck für den „Unwert" der Wissenschaft, tragen so eine gewisse Würde in sich, welche man dem Fragenden aller-

dings nicht z
wiſſenſchaftlic
iſt: und er n
zu haben.

Ein ſüße
Wange ihrer
ſamen Zwieſp
ſeligkeit die L
an dem wegg
Kampf zwiſch

Iſt Wahr
für alle zu ge
theorie.

Man ſoll
aber man ſoll
beſonders, wer

Man ſoll
ſchlau ſein, d.

Fatalismu

Eine Frau
liebt, ein Man

„Alles iſt n
rialismus.

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig-R.

U. C. BERKELEY LIBRARIES

C043565972